

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Verkauft.

Von Balduin Möllhausen.



1.

Seitdem der Southampton anlaufende deutsche Auswandererdampfer diesen Hafen zur Weiterfahrt nach New Orleans verließ, hatte es ununterbrochen scharf geweht. Am heutigen Tage, dem sechsten, war die Kühle zu einer matten Brise heruntergegangen. Langsam beruhigte sich der Ozean. Mit dem Scheiden der Sonne klärte der Himmel sich auf.

Geheimnisvoll klang das Sprudeln vor dem furchenden Bug und im phosphorisch leuchtenden Kielwasser; geheimnisvoll das Klauschen sich gelegentlich überschlagender Sturzseen. Wie aus Erz gegossen stand der steuernde Matrose. Nachbarlich von ihm wandelte der wachhabende Offizier auf und ab. Die Mitternachtsstunde war eben durch die üblichen Glockenschläge gemeldet worden, als auf der nach dem Quarterdeck hinauf führenden Treppe eine verhüllte Gestalt auftauchte. Bevor sie die letzten Stufen betrat, schien sie infolge einer heftigeren Schwingung des Schiffes ums Gleichgewicht zu kämpfen. Jener, der es gewahrte, eilte hinüber, reichte ihr die Hand und führte sie zur nächsten Bank, wo sie sich niederließ.

„Trösten Sie sich, Fräulein Blenker,“ sprach er scherzhaft, „das Vergiste haben Sie überstanden. Von jetzt ab werden Sie sich sehr bald erholen und auch die Lichtseiten des Seefahrens schätzen lernen.“

„Ich hoffe es,“ antwortete eine sanfte Stimme, „vorläufig fühle ich mich noch recht elend. Der Aufenthalt in der engen Koje wird auf die Dauer unerträglich, während es andererseits mir widerstrebt, mich unter die vielen Fremden zu mischen.“

„Auch daran gewöhnen Sie sich, wenn Sie erst einmal mit uns zu Tische gegessen haben,“ entgegnete der Wachhabende. „Ah, Herr Roderich Waldmann,“ wendete er sich an einen Herrn, der eben von der Treppe her zu ihnen trat, „ich freue mich, Sie Fräulein Isabella Blenker vorstellen zu dürfen, zumal deren Neigungen in mancher Beziehung den Ihrigen ähnlich sind.“

„Der Neigung, mich von den übrigen Reisenden abzusondern, nicht gezwungen zu sein, Bekanntschaften anzuknüpfen, wie solche die Fahrt nicht überdauern,“ erklärte Roderich, zu dessen Ohren die letzten gewechselten Bemerkungen gedrungen waren.

Nachdem er sich neben ihr niedergelassen hatte, begab der Wachhabende sich auf seinen Posten zurück, und

Roderich fuhr fort: „Schon früher, wenn auch unbemerkt, begegnete ich Ihnen. Es geschah im Gedränge der in dem Geschäftsraume der Dampfschiffahrtsgesellschaft sich um Fahrscheine bemühen den Reisenden. Um so mehr überrascht mich Ihre Anwesenheit an Bord.“

„Es erklärt sich dadurch,“ erwiderte Isabella bereitwillig, „daß ich, seitdem ich aufs Schiff ging, meine Koje nicht mehr verließ.“

„Um so dringender ist fortan der kräftigende Aufenthalt im Freien zu empfehlen. Ich bin überzeugt, Ihre Angehörigen werden mir beipflichten.“

„Angehörige?“ fragte Isabella befremdet. „Ich glaubte, die Dame, die im Kontor in Ihrer Begleitung die Karten löste, stehe in näherer Beziehung zu Ihnen. Einräumen muß ich freilich, sie an Bord noch nicht wiedergesehen zu haben.“

„Sie befindet sich überhaupt nicht hier. Nur an sie empfohlen, erleichterte sie mir durch große Zuverlässigkeit, meinen Weg zwischen den vielen Wirrnissen hindurchzufinden.“

„Ich darf wohl vermuten, daß man Sie drüben erwartet.“

„Ob mit diesem Schiff, ist zweifelhaft. Ich weiß nur, daß ich gleich nach dem Landen abgeholt werde. Zur Uebernahme einer Stellung verpflichtet, sind meine Bewegungen überhaupt von der Entscheidung anderer abhängig, nebenbei eine Beruhigung für mich in dem großen, fremden Lande.“

Roderich war nachdenklich geworden. Gern hätte er seine Erkundigungen weiter ausgedehnt, fürchtete aber, zu dringlich zu erscheinen und dadurch die arglose Vertrauenseligkeit zu erschüttern. Seine Aufmerksamkeit hatte sich geteilt. Mehr als der sich dem Meere entwindende und schnell an Leuchtkraft zunehmende Mond bannte ihn das Bild der stillen Nachbarin. Deren emporgezogener Plaid war zurückgejunken, das von schlicht geschitteltem, starkem blonden Haar gekrönte Haupt freigebend. Zunächst unterschied er ein Profil von klassischer Schönheit. Die im bläulichen Licht beinahe krankhaft bleiche Farbe des mit den holdesten Jugendreizen geschmückten Antlitzes erhöhte den Ausdruck tiefen Ernstes.

Der Mond hatte sich von den Fluten so weit getrennt, daß nur noch einzelne Wogenkämme als schwarze Schatten an ihn heranreichten. Isabella atmete auf und kehrte sich Roderich zu.

„Ein Bild, das alle Sinne fesselt,“ sprach sie schüchtern, wie befürchtend, eine gewisse Grenze zu überschreiten.

„Auch darin begegnen sich unsere Neigungen,“ knüpfte Roderich lebhaft an, „woraus ich, wenn auch nicht die Berechtigung, so doch die Entschuldigung für mich ziehe, meine eheliche Teilnahme für die einsame Mitreisende durch einzelne Fragen zu bethätigen.“

„Freundliche Teilnahme ist sicher willkommen,“ antwortete Isabella unbefangen, „darf ich mir aber zuvor die Gegenfrage erlauben, worauf sie sich begründet?“

„Darauf, daß, wohin Sie auch verschlagen werden,

Zweiter Hinfender Boie für 1903.

Land, Leute und Verhältnisse Ihnen vollkommen fremd, Sie daher, wenn gänzlich unberatun, nicht gegen Einflüsse geschützt sind, die leider nur zu oft verderblich wirken."

"Eine Erklärung," versetzte Isabella zögernd, "die geeignet ist, Zweifel wachzurufen, meine bisherige Zuversicht zu untergraben."

"Zweifel, wenn Sie durch dieselben bewogen werden, mit Ihrem Vertrauen vorsichtig zu gehen, sollten Sie mit Dank hinnehmen."

"Beging ich etwa schon Unvorsichtigkeiten?"

"Besser vor solchen verkrüht gewarnt, als sie später zu bereuen," umging Roderich eine bestimmte Antwort.

"Rätselhaft klingen Ihre Worte. Sie mahnen mich schmerzlich, daß ich allein in der Welt dastehe, die Leisten verlorn, die mir einen Anhalt geboten hätten," entgegnete Isabella wehmütig, "doch fragen Sie, fragen Sie."

"So mache ich von Ihrer Erlaubnis ausgiebig Gebrauch. Durch wen wurden Sie bewogen, anstatt im deutschen Hafen sich einzuschiffen, nach Southampton vorauszureisen?"

"Durch Menschen, die mir fern standen, also kein Interesse hatten, gegen ihr besseres Wissen zu raten. Doch um Ihnen ein klareres Bild zu bieten, siehe ich nicht an, Sie eingehender über meine Lage zu unterrichten. Nachdem meine Mutter, Witwe eines pensionierten höheren Offiziers, dem Vater nachgefolgt war, blieb mir nur übrig, mich auf meine eigene Kraft zu verlassen. Diesen Zeitpunkt hatten die Eltern in treuer Fürsorge schon frühzeitig ins Auge gefaßt und mir eine Erziehung angedeihen lassen, die es mir ermöglichte, das Examen als Lehrerin zu bestehen. Darauf suchte ich durch Zeitungen eine meinen Fähigkeiten entsprechende Stellung. Bald darauf meldeten sich ein Herr und eine Dame. Die Auskunft, die ich über mein Vorleben und meine Lage erteilte, schien sie hoch zu befriedigen. Zum Schluß fragte die Dame, ob ich mich entschließen könne, unter den günstigsten Bedingungen die Stellung einer Erzieherin in der Familie eines Plantagenbesizers in der Louisiana anzunehmen, und ohne Bedenken ging ich darauf ein. Wie gewissenhaft sie zu Werke gingen, leuchtete daraus hervor, daß sie mich kontraktlich verpflichteten, um zugleich der unlöslichen Verbindlichkeit derer sicher zu sein, in deren Kreis ich aufgenommen werden sollte. Sie baten sogar um meine Photographie, die sie vorauszuschicken beabsichtigten, damit ich am Ort meiner Bestimmung nicht als Wildfremde willkommen geheißener werde. Meine Vorbereitungen nahmen keine zu lange Zeit in Anspruch. Neben etwas Geld für unvorhergesehene Fälle erhielt ich einen Jahrschein bis Southampton, wo die Dame, die Sie in meiner Begleitung sahen, das Weitere vermittelte."

"Angemessener wäre es gewesen, hätte man Ihnen statt der Jahrscheine eine ausreichende Summe eingehändigt. Von Vertrauen zeugt ein derartiges Verfahren sicher nicht."

"Die Selbstlosigkeit, mit der man mir jede Er-

leichterung versieh, vor allem mich gegen Ueberverteilung zu schützen wünschte, ließ mich einen Mangel an Vertrauen nicht empfinden."

"Sie erwähnten eines Kontraktes. Ist in demselben vorgeesehen, daß, wenn die Stellung Ihren Hoffnungen nicht entspricht, man Ihre Rückkehr nach Europa gewährleistet?"

"Nein, ich vermiste es auch nicht. Die Gewissenhaftigkeit zu bezweifeln, mit der man die sich vor mir eröffnenden Aussichten schilderte, wäre mir als ein Fehl an gütigen Menschen erschienen, zumal die Bedingung einer Kündigungsfrist von sechs Monaten eingeschaltet war."

"Von sechs Monaten!" wiederholte Roderich verwundert, fügte indessen beschwichtigend hinzu: "Nun ja, eine Form, der man ihre Berechtigung nicht ganz absprechen kann."

Der Mond hatte sich inzwischen eine Strecke nach dem Himmel hinaufgearbeitet. Dadurch begünstigt, erhielt Isabella ein vollständigeres Bild Roderichs. Der Eindruck des blondbärtigen, mannhafteu Antlitzes auf sie war ein wohlthuender. Sie glaubte seinen Worten unbedingt; democh zermartete sie ihren Kopf mit der Frage, welcher Art die ihr möglicherweise drohenden Gefahren sein könnten, auf die er sich allerdings in nur unbestimmten Umrisen bezog. Ihr fröstelte. Fester hüllte sie sich in den Plaid.

"Ich würde Ihnen etwas Bewegung vorschlagen," meinte Roderich fürsorglich.

"Wenn das leidige Schwanzen nicht wäre," entschuldigte sich Isabella.

"Auf den beschränkten Schiffsraum angewiesen, entspricht es der Sitte, über äußere Formen sich bis zu einem gewissen Grade hinwegzusehen," erwiderte Roderich, ihr den Arm bietend.

In eine neue Unterhaltung sich vertiefend, begannen sie auf- und abzuwandeln. Als sie zum erstenmal die Richtung vom Heck nach der Brüstung hinüber einschlugen, entfernte sich ein Mann, der so lange auf der Treppe gefessen hatte, mit geräuschlosen Bewegungen. Seine Stellung war bis dahin eine derartige gewesen, daß von oben die Blicke über ihn hinwegschweiften, dagegen befand er sich der Bank nahe genug, um den größten Teil des dort geführten Gespräches zu verstehen. Gleich darauf verschwand er auf der Treppe, die zur zweiten Kajüte hinunterführte. Eine in beweglichen Ringen hängende Lampe erhellte den Gang, auf dessen beiden Seiten die Kojen sich aneinanderreichten. Auf sein Klopfen an der letzten Thüre wurde geöffnet, und vor ihm stand eine weibliche Gestalt im Nachtgewande.

"Endlich, Freund Chambers," redete sie den Eintretenden an, "seit einer Stunde erwarte ich dich. Chambers schleuderte den Hut in die Ecke. Die beiden übereinanderliegenden Bettstellen und eine schmale Bank ließen kaum Platz für die Bewegungen zweier Personen übrig. Auf den ersten Blick übte er den Eindruck jemandes aus, der des geringsten Vorteils halber das Glück und den Frieden argloser Mitmenschen ohne Erbarmen in den Staub tritt.

„Nicht zu lange für das, was ich erkundete,“ antwortete er in leidlich fließendem Deutsch mürrisch, und sich auf die Bank werfend, gab er der Partnerin anheim, einen Klappstuhl zum Sitz zu wählen; „kaum ist unsere nervöse Lady bei Nacht und Nebel nach oben gestiegen, hat auch schon ein verdammter, glattzungiger Dutchman sich ihr aufgedrängt und sie bis aufs Blut ausgeforscht.“

„Wäre sie meiner Obhut anvertraut und in der zweiten Kajüte untergebracht worden, hätte dergleichen nicht stattfinden können,“ erklärte das Weib im Tone des Berrurths.

„So?“ wendete Chambers ingrimmig ein, „um sie mit den andern zusammenzubringen? Die wären keine Gesellschaft für sie gewesen, wenigstens keine ungefährliche. Nein, nein, jede Ware wird nach ihren Eigenschaften abgeschätzt; wie aber beurteilte man sie, kröche sie am Bestimmungsort aus der zweiten Kajüte hervor? Der ganze Reiz ginge zum Teufel, und eine ähnliche Schönheit, zumal mit dem feinen Anstand, soll man erst suchen. Eine Perle, wie geschaffen für das Haus eines vornehmen Kreoles.“

„Er heiratet sie vielleicht.“

„Anstun, der ist ja verheiratet. Sorge bereitet mir nur der Deutsch-amerikaner mit seinem Liebesgeflüster. Als Sohn eines hochangesehenen Kaufherrn ist er mehr zu fürchten als jeder andere.“

„Du vergiffst den Kontrakt. Der kann nicht einseitig gebrochen werden.“

„In Amerika ist nichts unmöglich.“

„Was gedenkst du zu thun?“

„Vor unserm Landen nichts. Nach wie vor bleiben wir Fremde für sie. Nicht mit einer Miene dürfen wir unsere Beziehung zu ihr durchblicken lassen.“

Die kleine Schwebelampe erlosch. Es verrieten tiefe Atemzüge und grunzendes Schnarchen den gesunden Schlaf der Gerechten.

Etwas später zog auch Isabella sich zurück. Roderich unterstülzte sie bis vor die Thür ihrer Kojte.

„Wenn ich beruhigter einschlafe, so habe ich es Ihnen zu danken,“ sprach sie, ihm zutraulich die Hand reichend, „mit weniger Scheu gedenke ich der Stunde, in der ich den fremden Erdteil betrete.“

„Womit unsere junge Bekanntschaft hoffentlich nicht abgeschnitten ist,“ entgegnete Roderich aus vollem Herzen.

„Hoffentlich nicht,“ wiederholte Isabella überzeugend, und hinter ihr schloß sich die Thür.

Roderich begab sich wieder nach oben. Dort begegnete er dem rastlosen Kapitän. Einer ersten Unterhaltung hingegeben, blieben sie noch lange beisammen. Mit warmer Teilnahme gedachten sie der einsamen Reisenden, von der sie kaum noch bezweifelten, daß sie durch die schamlosesten Ränke zu einem Opfer der niedrigsten Gesinnungen und schwarzen Verrates außerfohren worden.

2.

Nach glücklich verlaufener Fahrt war der Dampfer bei Tagesanbruch in den Hauptkanal des Mississippi eingelaufen und verfolgte leuchtend seine Bahn stromaufwärts. Isabella hatte sich nach der Plattform hinausbegeben, wo Roderich sie erwartete. Er bemerkte sofort den Eindruck, den die iden Ufergelände auf sie ausübten.

„Der Uebergang von der blau wogenden See zu den sich träge einherwälzenden Fluten des Vaters der Flüsse ist kein anmutender,“ begrüßte er sie mit der zwischen ihnen zur Gewohnheit gewordenen herzlichen Vertraulichkeit.

„Darüber, daß nichts dem Auge sich bietet, worauf es gerne rastete, gelange ich leicht hinaus,“ erklärte Isabella, „weniger leicht über die Empfindungen, welche der Anblick der ungaslichen



Gleich darauf verschwand er auf der Treppe, die zur zweiten Kajüte hinunterführte.

Gestade hervorruft.“

„Empfindungen, denen jeder mehr oder minder unterworfen ist, der zum erstenmal einen fremden Erdteil betritt,“ belehrte Roderich, „unwillkürlich sucht man in der Zukunft; es belebt sich die naheliegende Frage: Welchen Erfahrungen werde ich begegnen?“

„Eine peinliche Frage, aus der immer neue hervorgehen,“ gab Isabella schwermütig zu, „und je näher dem Ziel, um so tiefer beunruhigt mich die dumpfe Vorstellung von Leuten, deren Wohlwollen ich mir erwerben soll. Seelenkämpfe wird es wohl noch kosten.“

„Kämpfe, wenn sie nicht umgangen werden können, stählen zagende Gemüther,“ tröstete Roderich innig,

„Sie wecken das schlummernde Bewußtsein inwohnender Kraft, verleihen den Mut, drohende Unbilden fest ins Auge zu fassen.“

„Und wenn auch dieser Trost verjagt?“
„Auch dann dürfen Sie düsteren Betrachtungen nicht nachhängen. Noch wenige Stunden, und wir sind zur Stelle. Ich wiederhole daher noch einmal ausdrücklich: Bevor Sie die neue Stellung antreten, müssen Sie durchaus über sie genau unterrichtet sein. Dazu gehören vielleicht Wochen, und die dürfen Sie nur in einer geachteten Familie verbringen, von der Sie, wenn scheidend, als liebe Freundin entlassen werden, und die auch fernerhin über Ihre Wohlfahrt wacht. Empfahl ich aber das Haus meiner Eltern, so geschah es in der heiligen Ueberzeugung, das Beste für Sie zu wählen.“

„Wohl mildern Ihre Verheißungen meine trüben Ahnungen; allein wer verbürgt, daß Ihre Angehörigen blindlings Ihr Wohlwollen auf eine ihnen völlig Unbekannte übertragen?“

„Ich würde meiner Eltern nicht würdig sein, wollte ich auch nur einen Augenblick bezweifeln, daß sie mir Dank für Ihre Einführung wissen. Ich für meine Person nehme nur das Verdienst für mich in Anspruch, der Pflicht gehorchend, einer verehrten Reisegefährtin den sichersten Weg in eine neue Welt und neue Verhältnisse angebahnt zu haben.“

„Und mit einer Selbstlosigkeit, die unvergessen bleibt bis ans Ende meiner Tage,“ fügte Isabella hinzu, und von Dankbarkeit beselt, reichte sie ihm freimütig die Hand.

Sie waren vor der Brüstung stehen geblieben, von wo aus sie das Schiff zu übersehen vermochten. Die Passagiere zweiter und dritter Klasse belebten den ihnen abgesteckten Raum vorläufig noch in geringerer Zahl. Nur eine Frau hatte auf der nach dem Quarterdeck hinaufführenden Treppe Platz genommen. Anscheinend in Träumereien versunken, achtete keiner auf sie. Noch weniger hätte jemand geahnt, daß sie ihre Sinne aufs äußerste anstrenge, wenn auch nur einige der zwischen den beiden Reisegefährten fallenden Worte zu erhaschen.

Roderich hielt noch immer Isabellas Hand. Mit

inniger Teilnahme sah er in die vertrauensvoll zu ihm erhobenen guten Augen. Die zarte Glut ihrer Wangen vertiefte sich ein wenig, als der Kapitän mit heiterem Gruß zu ihnen herantrat.

„Ich errate,“ wandte er sich an Roderich, „Sie haben das zwischen uns Vereinbarte zur Sprache gebracht. Ihnen aber, meine verehrte junge Freundin, kann ich nur Glück dazu wünschen, fürs erste in dem hochangesehenen Hause Waldmann und Sohn Aufnahme zu finden, anstatt wie ein Stück Ware vom Bord aus am Bestimmungsort abgeliefert zu werden.“

„Beraten von solchen Freunden müssen die letzten Sorgen schwinden, mit denen ich in die Zukunft sah,“

antwortete Isabella auf die mittelbare Bestätigung der Rathschläge Roderichs.

„Das war notwendig, sehr notwendig,“ erklärte der Kapitän mit jener frohen Laune, die sich nach jeder glücklichen Fahrt einstellte, „und wo blieben Lebensmut und Schaffenslust, marterte man sich mit leeren Grillen? D, ich weiß davon zu erzählen! Denn ein Schiffskommandant, der Emigranten fährt, hat die beste Gelegenheit, seine Menschenkenntnis zu bereichern. Sehen Sie zum Beispiel da drüben die vier hübschen Mädchen, die mit dem schätzbigen Engländer schäfern, ihr Stiefvater soll es sein. Spricht's nicht aus ihren Augen, als ging's zur Hochzeit? Ich wette darauf, binnen wenigen Wochen oder

Monaten lachen sie nicht mehr, desto herzhafter der Herr Stiefvater, der als ehrbarer Mister Chambers in die Schiffsliste eingetragen wurde.“

„Bin ich froh, die Seefahrt hinter mir zu wissen, Herr Kapitän, so scheid' ich um so schwereren Herzens von Ihnen,“ nahm Isabella in ihrer gewinnenden Weise das Wort, „Ihre väterliche Güte wird in meiner Erinnerung fortleben immerdar.“

„Solch Wort erquickt, mein teures Fräulein, ein Abschied auf Nimmerwiedersehen ist es indessen nicht. Schon in den nächsten Tagen werde ich mich durch Augenschein überzeugen, wie vortrefflich Sie im Hause Waldmann und Sohn aufgehoben sind.“

Aus der Kajüte tönte die Glode herauf.

„Und jetzt zum Frühstück,“ fuhr der Kapitän fort.



Nur eine Frau hatte auf der Treppe Platz genommen.

die Richtung nach der Treppe einschlagend. „Frauchen,“ redete er die auf der dritten Stufe kauende Person an, „Sie gehören eigentlich nicht hierher; heut, am letzten Tage, wird es indessen nicht mehr streng genommen; aber um Platz bitte ich.“

Die Angeredete sah stumpf zu ihm auf und entfernte sich schwerfällig, wie unter dem Einfluß körperlicher Leiden. Der Kapitän kehrte sich unterdessen seinen Begleitern zu.

„Die hätte bleiben sollen, wo sie hergekommen ist,“ meinte er geringschätzig, „sie will die Mutter der vier Schönen sein, die da drüben zwitschern wie verliebte Lerchen, aber ich glaube nicht daran. Doch was kümmert's mich —“ und mit einer Verneigung wies er auf die Stufen.

Roderich bot gewohnheitsmäßig Isabella den Arm. Sie lohnte ihn mit einem freundlichen Blick, und hinter ihnen fiel die Thür zu.

Der Tag neigte sich, als die langgedehnte Stadt vor den ungeduldig spähenden Blicken wie ein Panorama vorüberglitt und der Dampfer endlich vor der Landungsbrücke anlegte. Von oben aus beobachteten Roderich und Isabella, wie die Reisenden in wirrem Durcheinander sich ansahen, das Schiff zu verlassen. Chambers und die Seinen besanden sich unter den ersten, die in einem Mietswagen davonrollten. Bis dahin hatte er, dem hastigen Treiben sich entwindend, neben der Kajüte auf dem Schiffsbord gestanden und den Rand der Plattform als Tisch benutzend, einige Zeilen in sein Taschenbuch eingetragen. Damit fertig, schnitt er das beschriebene Blatt vorsichtig aus und schob es in die Westentasche. Kaum in die nächste Querstraße eingebogen, verließ er den Wagen, den Seinigen anheimgebend, die Fahrt fortzusetzen, wogegen er selbst das nächste ihm begegnende Gefährt bestieg, dem Kutscher ein Ziel angedeutet und doppelte Bezahlung verhiess, wenn er ihn in fliegender Eile dahin schaffe. Erst als etwas Ruhe eingetreten war, nur noch einzelne Neugierde ratlos nach vermischten Gepäckstücken forschten, rüstete Roderich sich zum Aufbruch.

„Es bleibt bei der Verabredung,“ wendete er sich scheidend an Isabella, „Sie verweilen hier, bis Sie abgeholt werden. Komme ich nicht selbst — weiß ich doch nicht, was meiner zu Hause harret —, so schicke ich einen zuverlässigen Führer zur Begleitung.“

„Bis dahin bleiben Sie mein lieber Gast, der über das ganze Schiff gebietet und ohne meine Erlaubnis keinen Schritt von Bord thun darf,“ fügte der eben herantretende Kapitän scherzhaft hinzu.

„Und wann darf ich Sie oder Ihren Vertreter erwarten?“ fragte Isabella ängstlich.

„Vielleicht heute Abend noch. Sollten unvorhergesehene Umstände eintreten, dann spätestens bis morgen mittag,“ und die ihm gereichte Hand küssend, begab er sich eiligst an Land.

Dunkelheit war inzwischen eingetreten; in hellem Glanz strahlten die Laternen weit aufwärts und abwärts. Teilnahmslos beobachtete Isabella das rege Treiben auf der Werfstraße. In ihrem schwermütigen Sinnen störte sie der Kapitän. Er hatte sich zu einem Geschäftsgange entschlossen, um spä-

stens in einer Stunde zurück zu sein. Im Begriff, sich von ihr zu trennen, wurde seine Aufmerksamkeit durch einen geschlossenen Wagen gefesselt, der, von zwei Nappen gezogen, der Landungsbrücke gegenüber anhielt. Ein Mulatte in schwarzer Livree verließ seinen Sitz neben dem Kutscher und kam eiligst an Bord. Auf seine Frage nach dem Kapitän zu ihm hinaufgewiesen, überreichte er einen offenen Zettel mit den besten Grüßen von Roderich Waldmann.

„Verehrtester Herr Kapitän,“ las er die mit Bleistift und in unverkennbarer Hast geschriebenen Worte.

„Alles aufs günstigste verlaufen. Meinen Vorschlägen kamen die Eltern

mit rührendem Eifer entgegen. Sie sehnen sich, Fräulein Blenker kennen zu lernen. Im Landhause ist alles zu ihrem Empfange bereit. Sie persönlich unter unser Dach zu geleiten, hinderten die dringendsten Ursachen. Haben Sie die Güte, mich ihr zu empfehlen. Entschuldigen Sie die durch Eile bedingte formlose Botschaft. Ihr ergebenster Roderich Waldmann.“

„Wie heißen Sie?“ fragte der Kapitän in einer Anwendung von Mißtrauen den Mulatten.

„Jan Pumpkin, Diener im Hause Waldmann und Sohn,“ hieß es höflich zurück.

Der Kapitän kehrte sich Isabella zu. Die Beleuchtung der nahen Laternen ermöglichte ihm, zu entdecken, daß ein Ausdruck überschwenglicher Freude ihr Antlitz verklärte. Er lächelte bezeichnend und sprach mit väterlichem Wohlwollen: „So kann



„Wie heißen Sie?“ fragte der Kapitän in einer Anwendung von Mißtrauen den Mulatten.

ich nur raten, der Einladung schleunigst Folge zu leisten.“

Isabellas Gepäck stand bereit. Es dauerte daher nur wenige Minuten, bis es an Land geschafft und verladen war. Sorglos plaudernd begleitete der Kapitän sie zum Wagen und half ihr zuvorkommend hinein.

„Gott sei Dank, die wäre in Sicherheit,“ sprach er „zufrieden vor sich hin, und nach einem letzten Blick auf die enteilende Kutsche verfolgte er seinen Weg in die Stadt.“

Die Nacht war in ungestörter Ruhe verstrichen, und der Kapitän wollte sich eben zum Frühstück begeben, als abermals eine mit zwei prächtigen Füchsen bespannte offene Kalesche herbeivolte und er in derselben Roderich erkannte. Schon von weitem sandte er seine Grüße herüber. Freudestrahelnd schritt er über die Brücke, um ebenso heiter vom Kapitän willkommen geheißen zu werden.

„Nun?“ redete dieser ihn sorglos an, „was man aus jemandes Gesicht herausliest, braucht man nicht lange zu erfragen. Die Aufnahme, die unser holdes Schützling bei den Ihrigen fand —“

„Was?“ rief Roderich aus, und indem er zurücktaumelte, überzog Leichenblässe sein Antlitz, „wie soll ich das verstehen?“

Der Kapitän war sprachlos. Er meinte falsch gehört zu haben, und zweimal setzte er an, bevor er hervorbrachte: „So war es nicht Ihr Wagen, der sie gestern abend abholte?“

„Unser Wagen? Herr Kapitän, ich hoffe, Ihre Mitteilung beruht auf einem Irrtum —“

„Kein Irrtum,“ fiel der Kapitän bestürzt ein, und den Zettel hervorziehend, überreichte er ihn, „kein Irrtum, was hier klar und deutlich geschrieben steht und von Ihrer eigenen Hand obenein.“

„Eine Fälschung!“ erwiderte Roderich mit einem Blick auf das Papier entrüstet. „Wer brachte den Wisch, dessen Handschrift eher allem anderen ähnlich ist, als der meinigen?“

„Ein Mulatte, und alles verlief so ordnungsmäßig, daß Verrat vollkommen ausgeschlossen erscheinen mußte.“

Roderich verlor fast die Besinnung. Er mußte seine Gedanken sammeln, bevor er fähig war, zu erklären: „So unterliegt es keinem Zweifel, man hat sie entführt, die Unglückselige, ich verschulde es, ich durfte nicht von ihrer Seite weichen —“

„Fassen Sie sich und bewahren Sie kaltes Blut,“ unterbrach der Kapitän ihn dringlich, „Sie trifft so wenig ein Vorwurf, wie mich. Nichts ist verabsaunt worden, was dazu dienen konnte, jede Gefahr von ihr abzuwenden. Nur keine Ueberstürzung —“

„Was da, Ueberstürzung,“ wendete Roderich erbittert ein, „hier fragt es sich, wie die Glenden zu der genauen Kenntnis der Sachlage gelangten, und die besaßen sie unstreitig, wie hieraus hervorgeht,“ und zähneknirschend schlug er auf das in seiner Hand knitternde Papier.

„Die internationalen Menschenhändler besitzen

Helfershelfer überall; solche mögen auch unter den Passagieren vertreten gewesen sein.“

„Begründete mein erster Verdacht sich auf Erklärungen, die ich der Aermsten auf Umwegen entlockte, so ist er jetzt, da es zu spät ist, unwiderleglich bestätigt. Und wo sie nunmehr suchen? Wer weiß, wohin man sie schaffte, welchen Weg man einschlug, um sie dem Bereich der Verfolgung zu entrücken?“

„Nur nicht den Kopf verloren und mit leeren Mutmaßungen Zeit verträdeln,“ suchte der Kapitän zu beschwichtigen, „denn weit kann sie noch nicht gekommen sein, wahrscheinlich nicht über die Grenzen der Stadt hinaus.“

„Ob fern oder nah — sie ist fort,“ erwiderte Roderich fassungslös, „und das Neueste muß und soll aufgeboten werden, und kostete es mich Zukunft und Leben, sie aus der Gewalt der Verbrecher zu befreien.“

„Sicher, sicher,“ bestätigte der Kapitän, „und dazu gehört schnelles Handeln. Neworleans ist groß, die Welt noch größer, und die Zeit verrinnt schnell.“

„Wozu raten Sie denn?“

„Zu dem, was Sie selber am besten wissen müßten. Zunächst fahren Sie nach Hause und unterrichten Sie Ihren Vater über das Vorgefallene. Der ist der Mann dazu, Sie zu beraten. Neben seinen weitreichenden Verbindungen besitzt er einen Einfluß wie wenige neben ihm.“

Roderich kehrte sich kurz um und verließ das Quarterdeck ohne Gruß. Kopfschüttelnd sah der Kapitän ihm nach, bis die Kalesche ihn entführte.

„Wunderbar,“ meinte er vor sich hin, „wer hätte geahnt, daß dieser besonnene junge Mann derartig aus dem Häuschen geraten könne! Aber freilich, das herzige Kind könnte mich selber verrückt machen.“

Isabella saß zu dieser Stunde förmlich gebrochen in dem ihr eingeräumten Zimmer und ließ die jüngsten Erlebnisse immer wieder vor ihrem Geiste vorüberziehen. Von der in freudigster Spannung zurückgelegten abendlichen Fahrt war ihr nur erinnerlich, daß deren letzter Teil durch eine breite Straße führte, die auf beiden Seiten von baumreichen Gärten begrenzt wurde. Im Hintergrunde erhoben sich, nur hie und da durch erhellte Fenster ihre Lage verriethend, die Landhäuser begüterter Familien. Als der Wagen anhielt, öffnete sich vor ihm ein Gitterthor und fiel nach seinem Hindurchfahren wieder klirrend ins Schloß. Eine Minute später gelangte er vor dem Giebel eines größeren Gebäudes zum Stillstand. War sie peinlich überrascht, bei ihrer Ankunft nicht von Roderich begrüßt und seinen Eltern zugeführt zu werden, so besremdete sie in noch höherem Grade, von einem nicht mehr jungen Herrn mit vornehmen Manieren willkommen geheißen zu werden.

„Sie erstaunen, nicht alles so vorzusinden, wie Sie vielleicht erwarteten,“ fuhr er verbindlich fort, „allein da mein Freund Waldmann gleich nach seiner Heimkehr geschäftlich in Anspruch genommen wurde, sogar im Auftrage des Vaters sofort eine Reise antrat, ersuchte er mich, in Ausübung der Gastfreunds-

schaft ihn zu vertreten. Ich ging um so bereitwilliger darauf ein, als ich und meine Frau das Glück haben, zu Ihrer Aufnahme nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet zu sein."

Bei dieser Ankündigung, die auf dem Wege von der Hausthüre bis in das obere Geschoß hinauf erfolgte, fühlte Isabella es wie Eis durch ihre Adern rieseln.

"So befinde ich mich da, wohin ich durch Ihre europäischen Freunde empfohlen wurde?" fragte sie beinahe tonlos, und die Worte schienen sich mit Widerstreben ihren Lippen zu entwinden.

"Ich bestätige es," hieß es mit derselben Höflichkeit zurück. "Leider weilt meine Frau mit den Kindern bereits auf der Insel Mackinaw, wo wir die heißen Sommermonate zu verbringen pflegen und wohin wir zu seiner Zeit ihr nachfolgen."

Isabella antwortete nicht. Sie waren in einen Salon mäßigen Umfanges getreten, wo eine junge Mulattin mit dem Decken für eine einzelne Person beschäftigt war. Anmutend wirkte die geschmackvolle Einrichtung im Glanz der strahlenden Beleuchtung; trotzdem förderte sie unbestimmte Beängstigungen, die sie nicht zu bewältigen vermochte.

"Hier werden Sie wohnen bis zur Stunde unseres Aufbruchs," erklärte Estobader mit vornehmer Zurückhaltung, der aber ein Klang von Entschiedenheit sich beigelegte. Indem Isabella ihm flüchtig ihre Aufmerksamkeit zuwendete, sah sie eine etwas

über die Mittelgröße hinausgewachsene schlanke Gestalt vor sich, deren dunkle Gesichtsfarbe nebst schwarzem Haar und Vollbart an die Vermischung der spanischen Nation mit den Ureinwohnern des Landes erinnerte. Schwarz waren auch die Augen, deren Blicke sie bis ins Mark hinein zu fühlen meinte.

"Ich hoffe, die Umgebung findet Ihren Beifall," sprach er weiter, als sie mit einer Erwidderung räunte, "im übrigen herrschen Sie hier unumschränkt und unbelästigt. Die braune Eva wird sie gewissenhaft bedienen, und hegen Sie den leisesten Wunsch, so ist sie beauftragt, mich unverzüglich davon in Kenntnis zu setzen;" und zur Mulattin: "Später eige der Lady Ihr Schlafzimmer und Sorge dafür, daß sie keine Annehmlichkeit vermißt."

Isabella kehrte sich nach ihm um, und wiederum schlug sie die Augen vor seinen seltsam forschenden Blicken nieder.

"Dankbar erkenne ich Ihre gütige Fürsorge an," sprach sie schein, "sie übersteigt meine bescheidenen Hoffnungen himmelweit. Mehr Freude hätte es mir freilich gewährt, die lieben kleinen Wesen kennen zu lernen, denen ich all mein Trachten und Sinnen weihen soll."

"Wenn auch nicht sofort persönlich, so will ich sie Ihnen wenigstens im Bilde vorstellen," versetzte Estobader, und sie nach einer Spiegelkonsole geleitend, wies er auf eine eingerahmte Gruppe, in der drei liebe Kinder sich der leidenddreinschauenden Mutter anschniegten.



"Die süßen kleinen Geschöpfe," lenkte Isabella bedachtig ab.

"Wie entzückend —" hub sie an, verstummte aber, als sie daneben ihre eigene weit geschmackvoller eingerahmte Photographie entdeckte.

Estobader gewahrte ihre nichts weniger als freudige Verwunderung und erklärte: "Sie sehen, wie meine Frau bestrebt gewesen, Sie im voraus mit Ihren Pflegebefohlenen zu befreunden. Es veranlaßte mich, Ihrem Porträt einen Ehrenplatz einzuräumen."

Isabella sann nach. Plötzlich drängte das bewegliche Blut sich bis in die Schläfen hinauf. In dem Ton seiner Stimme hatte etwas gelegen, das sie unheimlich anwehte.

"Ungerne gab ich es hin," sprach sie weiter, "und nur weil man es als Bedingung zur Verständigung bezeichnete."

"Und in der That dazu diene, Ihnen eine warme Stätte in unseren Herzen vorzubereiten," ergänzte Estobader.

"Die süßen kleinen Geschöpfe," lenkte Isabella bedachtig ab, und seine Blicke fühlend, versenkte sie sich in das Anschauen der lieblichen Gruppe.

Estobader stand etwas zurück. Sein ganzes Innere war in Aufruhr geraten. Was auch immer er bezweckte, als er durch Vermittlung gewissenloser Agenten eine alleinstehende junge Dame aus besseren Kreisen des Auslandes für seine Kinder suchte: zur Zeit kannte er nur glühende Bewunderung. Endlich bemerkte sie träumerisch: "Herrn Waldmann bin ich zu großem Danke verpflichtet. Als Reisegefährten vereinbarten wir ein Wiedersehen."

Estobader kehrte sich ab, jedoch nicht schnell genug, um zu verbergen, daß die Dämonen der Eifersucht jäh wachgerüttelt worden und ihm das Blut zu Kopfe trieben.

„Zur Erfüllung Ihres Verlangens werde ich das Meinige beitragen,“ antwortete er mit plötzlich eigentümlich belegter Stimme; „bis zu seiner Heimkehr werden Sie sich allerdings gedulden müssen.“

Nunmehr bezweifelte Isabella nicht länger, daß er sie täuschte, und ihre ganze Seelenstärke erforderte es, äußerlich eine gewisse Ruhe zu bewahren.

„Auch der Kapitän gab mir so viele Beweise aufrichtiger Teilnahme, daß ich auf eine Begegnung mit ihm nicht verzichten möchte,“ erwiderte sie anscheinend gelassen.

„Ihre Wünsche sind mir Befehl,“ erklärte Estobader sich verneigend, und unter der Nachwirkung der heftigen Erregung fügte er kühler hinzu: „Sicher sind Sie erschöpft und ist daher Ruhe Ihnen willkommen. Möge die erste Nacht in meinem Hause eine erquickende sein.“ Er ergriff ihre Hand; doch bevor er sie mit den Lippen berührte, hatte Isabella sie ihm entziffen. Seiner unverkennbar bekämpften Erbitterung begegnete sie mit dem Mute der Verzweiflung.

„Sie übersehen im Uebermaß Ihrer Güte, daß ich im dienenden Verhältnis zu Ihnen stehe,“ sprach sie mit einer Hoheit, die nicht frei von bestechendem Zauber war.

„Ich erkenne es an,“ hieß es besänftigend zurück; „verstieß ich gegen die streng gebotene Form, so spricht für mich, durch Eindrücke hingerissen worden zu sein, die von der ersten Begegnung abhängig waren. Also auf Wiedersehen morgen bei Tisch,“ und mit einer Verbeugung empfahl er sich.

Nachdem die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, sank Isabella, wie von Schwäche übermannt, auf den nächsten Stuhl. Von den ausgefuchten Speisen rührte sie nichts an. Nur eine Tasse Thee nahm sie zu sich und etwas geröstetes Weißbrot.

Eva, die sich auf einen Wink Estobaders entfernt hatte, war wieder eingetreten und beobachtete ungläubig Isabellas Enthaltjamkeit. Obwohl dieser mancherlei Fragen auf den Lippen schwebten, vermied sie, mit der Mulattin ein Gespräch anzuknüpfen. Von ihr in das Nebenzimmer geleitet, lehnte sie fernere Bedienung ab. Kaum allein, verriegelte sie in einer Umwandlung von Furcht die beiden zu ihr führenden Thüren; dann erst prüfte sie ihre Umgebung. Betäubende Wohlgerüche erfüllten den mit orientalischer Pracht ausgestatteten Raum, den zwei Lampen strahlend erhellen. Schwere Vorhänge verbargen die in dem Altoven befindliche Bettstelle. Teilnahmslos glitten ihre Blicke über alles hin. Eine dumpfe Ahnung von Ungehörigkeiten beschlich sie. Die Polstermöbel verschmähend, wählte sie einen Rohrstuhl zum Sitz. Grübelnd sah sie vor sich nieder. Wie Trost davon erwartend, versuchte sie, Koberichs Bild sich zu vergegenwärtigen. Allein nicht mehr wie sonst erstand er vor ihr als ein Muster ernster Manneswürde, sondern als Freund und Genosse Estobaders

und daher verzerrt. Ein Schauer durchlief sie. Es störte sie der blendende Glanz. Eine Art Zwielficht schaffend, entzündete sie eine Kerze, worauf sie die Lampen verlöschte und den Vorhang des Altovens zurückschlug. In der Hoffnung, bald Vergessenheit zu finden, begab sie sich zur Ruhe. Das Licht erlosch; doch lange noch starrete sie in die Finsternis, bevor ihre schwermütigen Betrachtungen sich zu Träumen gestalteten.

Als Estobader seine Wohnräume betrat, erwartete Chambers ihn im Vorzimmer.

„Ich komme spät,“ redete dieser ihn unterwürfig an, „da aber dem Waldmann samt seinem Kapitän nicht zu trauen war, hielt ich für ratsam, bei Tage die Nachbarschaft zu meiden.“

„Was kümmern mich diese Menschen?“ fragte Estobader von oben herab, indem er ins Arbeitszimmer schritt, und dem ihm Folgenden sich zutehend, hieß es weiter: „Ich machte von meinem verbrieften Rechte Gebrauch; wählte ich dazu den Weg der Heimlichkeit, so geschah es, um lästiges Aufsehen und Mißdeutungen zu umgehen.“

„Ich erlaube mir, zu bemerken, daß der Einfluß des alten Waldmann, wenn er ihn geltend macht, zu Schwierigkeiten Anlaß geben kann.“

„Ich weiß von keinen Schwierigkeiten. Gesiel es mir, für meine Töchter eine deutsche Erzieherin zu verschreiben, so entzieht sich das fremder Beurteilung. Haben Sie den Kontrakt zur Hand?“

Chambers überreichte ein in Briefform zusammengelagertes Schriftstück und bemerkte geschmeidig: „Bis auf den Punkt über dem i gleichlautend mit dem im Besitz der jungen Dame befindlichen.“

Estobader prüfte das Dokument eingehend und erklärte gleichmütig: „Wie drüben, hat das Uebereinkommen auch hier seine gesetzliche Gültigkeit. Ich vermute, Sie sind gekommen, das Geld in Empfang zu nehmen?“

„Vorher erlaube ich mir die Anfrage, ob meine Vermittelung Sie befriedigte.“

„Darüber kann ich erst entscheiden, nachdem ich beobachtet, wie die junge Person sich zu meiner Frau und den Kindern stellt,“ antwortete Estobader, Isabellas Namenszug abermals näher betrachtend.

Chambers warf ihm verstohlen einen Blick zu, den er einem Teufel des Hohnes entlehnt zu haben schien, entgegnete aber schmeichelnd: „Wie ich die junge Dame beurteile —“ und herrisch fertigte Estobader ihn mit den Worten ab: „Um Ihr Urteil werden Sie überhaupt nicht befragt. Ich suchte eine Erzieherin, Sie führten mir eine solche zu, und dafür haben Sie Ihre Forderung zu stellen.“

Chambers hub an: „Berücksichtigend das Risiko —“

„Was heißt hier Risiko?“ unterbrach Estobader ihn gebieterisch, indem er ein Fach des Schreibschrecks öffnete und demselben ein Paket Banknoten entnahm, „machen Sie es kurz und halten Sie sich nicht mit Vorreden auf!“

„Fünfhundert Dollars.“

Während Estobader die Scheine auf den Tisch zählte, überwachte der Engländer seine Hände mit der Eier einer heißhungerigen Hyäne.

„Fünfzehn,“ schloß Estobader und schob das Geld mit der Rückseite der Hand vor ihn hin.

„Fehlen noch die Ueberfahrtskosten und sonstigen Auslagen im Betrage von zweihundertundfünfzig Dollars,“ erwähnte Chambers einseitig ehrlich.

Mit den Worten: „Runden wir die Summe ab,“ fügte Estobader noch drei Scheine hinzu. „Also achtzehnhundert Dollars. Bedarf es nur noch Ihrer Quittung.“

Er ließ sich nieder, zog einen Bogen Papier hervor, schrieb eine Weile und las vor: „Ich Endes- unterzeichneter erkenne hiermit an, von Herrn

Estobader für geschäftliche Dienstleistungen achtzehnhundert Dollars empfangen zu haben. Zugleich versichere ich an Eides Statt, keine Ansprüche mehr an ihn erheben, noch weniger Einmischung in seine Privatangelegenheiten mir erlauben zu dürfen.“

„Sind Sie damit einverstanden?“

„Vollkommen.“

„So unterzeichnen Sie.“

Chambers leistete Folge. Sich aufrichtend, begann er mit Dankesworten, die Estobader durch die Bemerkung abhört: „Die Sache ist erledigt,“ und tiefe Verachtung klang aus seiner Stimme hervor.

Wie ein geschlagener Hund schlich Chambers hinaus. Die frechen Lippen verzerrten sich in wildem Triumph, indem ihnen gehässig entsprudelte: „Wer ist der Verächtlichere von uns beiden? Gäbe es keine Leute deines Schlages, gäbe es keine des meinigen.“

Nachdem Estobader das Dokument verschlossen hatte, begann er auf und abzuschreiben. Gewaltig kämpfte es in ihm. Endlich blieb er stehen und vernehmlich tönte durch das Zimmer: „Wer hätte das für möglich gehalten? Sie besitzt eine gefährliche Gewalt über mich. Sie wird mir noch zu schaffen machen, aber ich kann sie nicht aufgeben und müßte ich deshalb Himmel und Hölle in Bewegung setzen.“

Als Isabella nach unruhigem Schlaf erwachte, schien durch die leicht verhangenen Fenster die Sonne zu ihr herein. Sie mußte sich besinnen, wo sie war.

Die jüngsten Erfahrungen ins Gedächtnis zurückrufend, meinte sie, von wüsten Träumen umfangen gewesen zu sein. Ihre Beklemmungen wuchsen, als sie den Salon betrat und ihr erster Blick auf zwei mit köstlichen Blumen gefüllte Vasen fiel. Darüber hinweggehend, entdeckte sie, daß eine Guirlande zarter Blüten ihr Porträt schmückte. Ihr Stolz bäumte sich auf. Eine geringschätzig Behandlung hätte sie geduldig über sich ergehen lassen, wogegen die Weise ungerechtfertigter Bevorzugung ihr Blut in fieberhafte Wallung versetzten. Entrüstet löste sie das duftende Gewinde von dem Rahmen und befestigte es an dem des Familienbildes.

Als Eva das Frühstück für sie hereintrug, redete sie dieselbe mit den Worten an: „Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, muß Sie aber daran erinnern, daß ich, wie Sie selber, in Lohn und Brot stehe, derartige Blumenüberraschungen daher gewissermaßen eine Verhöhnung meiner Person sind.“

„Unsere Lady ist ja nicht zu Hause,“ hob Eva listig blinzelnd an, und ihren Zorn bemeisternd, fiel Isabella ruhig ein: „Um so mehr verbitte ich mir ein für allemal ungehörige Aufmerksamkeiten.“ So lehnte sie auch, Uebelbefinden vorschüzend, die Einladung zum Mittagessen ab mit dem Zusatz, daß sie hoffe, folgenden Tages sich einigermassen erholt zu haben.

Wieder allein, gab sie sich vollständig ihren qualenden Betrachtungen hin. An Stelle der ausgeprägten Sanftmut trat die ihr bisher fremde Regung des Hasses gegen denjenigen, der den jähen Abbruch der Beziehungen zu den bewährten Freunden verschuldete. Es wuchs die Entschlossenheit, mit der sie der auf den folgenden Tag anberaumten Zusammenkunft entgegenjah.

3.

Nach seinem Besuch auf dem Dampfer, wo die niederschmetternde Kunde seiner harzte, hatte Roderich sich sofort nach Hause begeben. Das räthselhafte Verschwinden Isabellas, der sie nach seinen begeistertsten Schilderungen ihre Herzen weit geöffnet hatten, erschütterte die Eltern nicht minder als ihn selbst. Dann vertiefte er sich mit ihnen in ein langes ernstes Gespräch. Als sie sich trennten, reichte der alte Herr ihm die Hand mit den Worten: „Jetzt gehe, sei meines Rates eingedenk und thue dein Bestes. Du



„Unsere Lady ist ja nicht zu Hause,“ hob Eva listig blinzelnd an.

befindest dich auf gutem Wege; wo ich dir Beistand leisten kann, rechne auf mich." Teilnahmsvoll blickte er dem Scheidenden nach. Sinnend schüttelte er den Kopf, jedoch nicht mißbilligend. Er hatte in der Seele des jungen Mannes genug gelesen, um ihm aus vollem Herzen den besten Erfolg zu wünschen.

Nach längerem Kreuzen in dem Straßengewirre erreichte Roderich den Stadteil, wo düstere hochragende Baulichkeiten größtenteils Warenlager und Magazinräume umschlossen. Vor einem gewissermaßen eingeklemmten unscheinbaren Hause blieb er stehen und las die dem Mauerwerk in grellen Farben aufgetragene Inschrift: „Twinkle & Co. Detectiv Office.“

Von dem schmalen Flurgang trat er in ein Zimmer, dessen einfache Ausstattung auf regen Geschäftsverkehr berechnet war. Zwei Herren im Leibrock, das Haupt bedeckt mit hohem Hut, saßen in der Nähe des Fensters auf wippenden Stühlen. Während der eine zum Zeitvertreib seine Fingernägel putzte, schnitzte der andere nachlässig an einem Stückchen Holz. Ein dritter stand vor dem großen Doppelpult und trug Notizen, die er einer Anzahl vor ihm liegender offener Briefe entnahm, in ein Foliobuch ein. Bei Roderichs Erscheinen achtete man kaum auf ihn. Erst als er sich nach Herrn Twinkle erkundigte, richtete der schnitzende Gentleman seine Blicke durchdringend auf ihn und fragte nach der Ursache seines Besuches.

„In einer wichtigen und sehr eiligen Sache wünsche ich Ihren Beistand in Anspruch zu nehmen,“ antwortete Roderich erregt.

„Bitte, lassen Sie Ihren Namen einschreiben und stellen Sie die Kautions,“ belehrte Twinkle und wies mit dem Daumen über die Schulter auf den Herrn am Pult, das Schnitzen mit erneuertem Eifer aufnehmend.

Roderich ging hinüber, nannte seinen Namen und zählte die geforderten fünfzig Dollars auf.

„Herr Roderich Waldmann,“ meldete der Sekretär den beiden Chefs.

Twinkle horchte hoch auf und fragte: „Aus dem Hause Waldmann und Sohn?“

„Kein anderer,“ bestätigte Roderich.

Twinkle klappte sein Messer zu, legte das Holz auf das Fensterbrett und bemerkte höflich: „Ein hochfeines Haus, — bitte, Herr Waldmann, nehmen Sie Platz. Erheischt Ihr Anliegen in der That Eile, so setzen Sie uns ohne Umschweife von allem in Kenntnis. Vor unberufenen Zeugen sind Sie sicher hier. Jedes Mitglied unserer Gesellschaft ist eingeschworen, oder wir möchten keine gute Arbeit liefern.“

Der Sekretär schickte sich an, einzelne Punkte zu notieren, und Roderich begann. Ausführlich schilderte er seinen Verkehr mit Isabella, seitdem er sie kennen lernte, hob die Gründe hervor, die sein erstes Mißtrauen wachriefen, und schloß mit der Aufforderung,

die Entschwundene zunächst auszufundschaffen und sie demnächst aus einer sicher verhängnisvollen Lage zu befreien.

„Da über den Herrn, der sie von dem Dampfer abholen ließ, keine Zweifel walten, kostet das Aufspüren geringe Mühe,“ meinte Twinkle nachdenklich; „schwieriger erscheint, ihm die Beute abzufragen. Als Wüßling verrufen, geriet er schon mehrfach in Zwispalt mit der Gerichtsbarkeit. Dieses Mal hat er sich indessen vorgeesehen. Wurde zwischen ihm und der jungen Dame ein auf beiden Kontinenten rechtsgültiger Kontrakt abgeschlossen, zumal er auf die geachtete Stellung einer Erzieherin lautet, so ist nichts zu machen.“

„Findet die hinterlistige Entführung nicht hinlänglich Ursache, sie seiner Gewalt zu entreißen?“

„Zu der Entführung, die kaum als solche zu bezeichnen ist, war er berechtigt, und womit wollen Sie überhaupt unlautere Zwecke beweisen?“

Nunmehr legte der andere Herr, der dem Gespräch mit Spannung folgte, sich ins Mittel und wendete ein: „Nachgewiesen könnte allerdings werden, daß er mit einem gewissen Chambers Beziehungen pflegte, einem der berühmtesten Seelenverkäufer, der je Unerfahrenen durch falsche Vorspiegelungen ein zweifelhaftes Unterkommen verschaffte.“

„Ich glaube, den Namen bereits gehört zu haben,“ warf Roderich ein.

„Sehr möglich,“ hieß es weiter, „denn mit demselben Dampfer, auf dem Sie fahren, traf Chambers ein — nebenbei in Neworleans keine unbekannt Persönlichkeit — und zwar mit einer Geschäftsgenossin und mehreren angebliehen Töchtern. An diesen mag nicht viel gelegen sein, wenigstens nicht genug, um Aufhebens davon zu machen; ausgeschlossen ist dagegen nicht, daß Fräulein Menter ahnungslos ebenfalls seiner Aufsicht unterstellt gewesen.“

„Woher stammt Ihre Kenntnis dieser Verhältnisse?“ fragte Roderich erstaunt.

„Einfach daher, daß unser Beruf uns zwingt, die Fühlhörner nach allen Richtungen hin auszustrecken. Gelegenheiten zur Ausübung des Gewerbes fallen uns nicht in den Schoß; sie wollen mit Umsicht und Geduld ausgespiert werden. In diesem Falle begünstigte uns, daß auf dem Wege in die Stadt hinein eine der Schutzbefohlenen Chambers' entsprang und unter Beistand mitleidiger Menschen aufs Konjulat flüchtete, wir aber beauftragt wurden, dem sauberen Herrn auf die Fingern zu sehen.“

„Wenn man Eskobader den Kontrakt abkaufte?“ meinte Roderich in seiner Ratlosigkeit.

„Was gelten dem hunderttausend Dollars, wenn ihm irgend ein verlockendes Ziel vorzschwebt?“

„Giebt es denn gar kein Mittel, der Unglückseligen die Freiheit zurückzuerwerben?“

„Es gäbe wohl eins, aber Ihnen gegenüber es vorzuschlagen, widerstrebt mir. Nur auf Beispiele glaube ich mich berufen zu dürfen. Wir erleben

nämlich mehrfach, daß, um eine Person aus dem Verhältnis drückender Abhängigkeit zu erlösen, ein gutgeheimer Mann sie dem Betreffenden vor der Nase fortheiratete, — wo aber einen solchen finden?“ Und wie um ihn bis ins Tiefinnerste zu durchschauen, richteten die beiden Herren die Blicke auf Roderichs geeignetes Antlitz.

Dieser schöpfe tief Atem und wendete überstürzt ein: „Und wenn er sich fände, wer will behaupten, daß sie sich entschlosse, darauf einzugehen?“

„Als verständige Person würde sie von zwei Uebeln das kleinere wählen.“

„Um an der Seite eines ungeliebten Mannes nicht minder unglücklich zu werden,“ ergänzte Roderich bitter.

„Davon abgesehen, wäre wenigstens der Hauptzweck erreicht. Gefielen sie sich gegenseitig nicht auf die Dauer, so hinderte sie nichts, nach kürzerer oder längerer Probe die Scheidung zu beantragen.“

„Nimmermehr würde ich mich um solchen Preis an ihr veräußern,“ stellte Roderich, seine Gedanken verrathend, sich selbst unwillkürlich in den Vordergrund.

Die beiden Herren wechselten einen Blick des Einvernehmens.

„Lassen wir Ihre Person vorläufig aus dem Spiel,“ entschied Twinkle, „und bleiben wir dabei stehen, in erster Reihe uns Gewißheit über den Aufenthalt der jungen Dame zu verschaffen und nach Maßgabe der Sachlage unsere Vorkehrungen zu treffen.“

„Ist Erfolg von Ihren Bemühungen zu hoffen?“

„Zu hoffen sicher, zu verbürgen natürlich nicht. Es muß die Beteuerung genügen, daß wir schwierigere Aufgaben lösten. Stören darf Sie nicht, wenn wir die Angelegenheit rein sachlich behandeln, was nicht ausschließt, daß wir die Hände von Dingen lassen, sobald sie eine gegen das Gesetz verstößende Wendung nehmen, überhaupt mit unsern Begriffen von Rechtlichkeit in Widerspruch geraten.“

„Wie habe ich selbst mich zu verhalten?“

„Abwartend. Doch eine Gegenfrage: Versuchten Sie bereits Schritte, die Entdeckung herbeizuführen?“

„Es wäre geschehen, hätte ich gewußt, wo damit zu beginnen.“

„Um so besser. Selbstverständlich werden wir Sie auf dem Laufenden erhalten; andererseits stellen wir die Bedingung, auch fernerhin nichts zu unternehmen, ohne uns zuvor darüber in Kenntnis gesetzt zu haben. Sorgen Sie nur, daß Sie jederzeit zu finden sind.“

Roderich empfahl sich wenig beruhigt. War er von der Zuverlässigkeit der bekannten Detektivkompagnie überzeugt, so unterschätzte er doch nicht deren eigene Bedenken, wenn eine schwer lösbare Aufgabe sich vor ihr erheben sollte.

Nachdem er das Bureau verlassen hatte, wendete Twinkle sich mit der Frage an den Sekretär: „Ist Barker schon zurück?“ und nach der bejahenden Auskunft fuhr er lebhaft fort: „Sagen Sie ihm,

er möge sich mit den Merkmalen eines Depeschenausträgers versehen, um mich nach dem Telegraphenamt zu begleiten.“ Dann zu dem Compagnon mit einem Ausdruck, als habe es sich um ein Stückchen Kautabak gehandelt: „Der Auftrag stößt nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Jedenfalls ein einträglicher Trick, bei dem wir uns obenein den Dank des alten Waldmann verdienen, seines Sohnes nicht zu gedenken.“

„Nebenbei ein anerkannt braver Bursche,“ meinte der andere, „sobald er erst vor der Wahl steht, übertrumpft ernste Zuneigung unfehlbar seine immerhin achtungswerten Zweifel.“

„Des Beistandes einer Gerichtsperson werden wir uns schwerlich entschlagen können,“ versetzte Twinkle sorglos, „ist Eskobader doch als desparater Charakter berüchtigt, wobei seine Millionen ein Wörtchen mit-sprechen.“

Der Sekretär trat wieder ein. Ihm auf dem Fuße folgte ein Mittelbding zwischen einem Schulmeister, Gewerbetreibenden und Sportsman und mit einer Physiognomie, deren gutmütiger Ausdruck an Dummheit grenzte. Nur die beweglichen Augen ließen ahnen, daß hinter dieser Maske ein hoher Grad von Verschlagenheit wohnte. Von der Schutter hing ihm eine Ledertasche nieder, die den Telegraphenbeamten niederen Ranges kennzeichnete.

Twinkle betrachtete ihn flüchtig, dann nickte er befriedigt, und ohne Zeitverlust begaben sie sich auf den Weg.

Der halbe Nachmittag war verstrichen, als Barker in der Straße auftauchte, in der Eskobader sein glänzendes Lustkulum errichtet hatte. Wie es nicht beachtend schritt er vorüber, und doch entging ihm nichts, das ihn in den ferneren Bewegungen hätte bestimmen können. Wie ausgestorben lag der staltliche Bau. Auf dem im Halbkreise vor der geräumigen, von dichtbelaubtem Gerant umsponnenen Veranda endigenden, sauber geharkten Kieswege suchte er vergeblich nach einer von Bewohnern zeugenden Fußspur. Die großen Fenster waren verhangen, die Thüren des oberhalb der Veranda liegenden Balkons geschlossen; träumerisch hingen blütenreiche Festons vor demselben nieder, dem Ganzen einen gewissen märchenhaften Hauch verleihend. In die nächste Querstraße einbiegend, gelangte er in eine andere, mit der ersteren parallel laufende. Nach kurzem Einherwandeln erreichte er einen Hof, der, durch ein Gitter abgeschlossen, auf der einen Seite von Stalungen und Wagenremise begrenzt wurde. Neben den Thorpfeiler hintretend, läutete er. Ein Negger, der mit Pferdeputzen beschäftigt war, trat ins Freie und fragte nach seinem Begehre.

„Ist Herr Eskobader zu Hause?“ fragte Barker zurück.

„Kann's nicht sagen,“ antwortete der Negger listig grinsend, „gesehen habe ich ihn wenigstens heut noch nicht.“

„Wohlan, er ist zu Hause und zu sprechen,“ versetzte Barker mit einer Sicherheit, die den Schwarzen



verblüffte. „Ich bringe eine Depesche, deren Ablieferung keinen Aufschub duldet. Also mach schnell und führ mich zu ihm.“

Der Neger, offenbar für gewisse Fälle unterrichtet, öffnete das Thor mit sichtbarem Widerstreben. Sie durchschritten einen schattigen Garten und befanden sich vor der Hinterthür des Hauses, wo Eva, durch die Glocke gemahnt, sie erwartete. Nach kurzem Wortwechsel, die eigenhändige Ablieferung betreffend, entfernte sie sich. Zurückkehrend forderte sie Barker auf, ihr zu folgen. Während des Hinaufsteigens zum oberen Stockwerk, waren Barkers Augen überall. In jeden Winkel bohrten sie sich ein, ohne irgend etwas Auffälliges zu entdecken. Erst in dem die Treppe abschließenden Korridor gewahrte er einen Reisekoffer, der, wahrscheinlich seines Inhaltes entledigt, hart neben einer Flügelthür stand. Barker schritt auf dieselbe zu.

„Diesen Weg, diesen Weg!“ warnte Eva dringlich. Barker lehnte sich um. Die Weisung war indessen nicht früh genug erfolgt, um zu verhindern, daß er den dem Koffer aufgetragenen Namen Isabella Blenker entzifferte. Mit dem Wesen jemandes, der für nichts anderes Sinn hat, als für seinen Dienst, trat er bei Estobader ein und überreichte ein geschlossenes Schriftstück. Ohne den Ueberbringer eines Blickes zu würdigen, erbrach er es und las: „Haben Sie noch nicht über Ihre Baumwolle verfügt, so bitte ich, mir das Vorkaufsrecht einzuräumen. Newbert. New-York. Broadway 283.“

„Newbert? Newbert?“ sprach Estobader vor sich hin, „wer ist Newbert? Es sollte doch jeder wissen, daß meine Ernte erst verkäuflich ist, nachdem sie eingebracht worden.“

„Antwort bezahlt,“ bemerkte Barker ausdruckslos, „soll ich sie mit fortnehmen?“

„Zum Teufel damit! Sie hörten meinen Bescheid, den mögen Sie selber verfassen und absenden,“ zugleich händigte er ihm einen Dollar ein.

„Wenn eine Antwort eintrifft, wohin ist sie zu schicken?“ fragte Barker einsätzig.

„Natürlich hierher. Ich bleibe noch eine Woche.

Spätere Nachrichten irgend einer Art finden mich auf der Insel Mackinaw im Mansion House. Melden Sie das auf dem Amt.“

Barker notierte sich die mitgeteilte Adresse und zog sich dann ehrerbietig zurück. Hinter seinen beinahe stumpfen Zügen barg sich undurchdringlich helle Befriedigung über das vom Zufall begünstigte Ergebnis, und auf dem Wege, den er gekommen war, entfernte er sich.

4.

Als Isabella folgenden Tages zum Mittagessen nach dem Speisesaal gerufen wurde, wo die blumengeschmückte, in Silber und Krystall strotzende Tafel ihrer harnte, empfing Estobader sie hinter seinem Stuhl stehend. Seine Begrüßung war wieder die eines vollendeten Kavaliers. Aehnlich zeichnete sich die Unterhaltung aus, die er eröffnete, sobald sie Platz genommen hatten, und Eva, unterstützt durch einen Mulatten, sich zur Bedienung anordnete. Seinem Scharfblick entging nicht, daß die Art seiner Zuvoorkommenheit ihr mißfiel. Er gab sich indessen das Ansehen, ihre dadurch beeinflusste Stimmung nicht zu bemerken, und erklärte mit sorgloser Heiterkeit: „In dem natürlichen Trachten, Ihr Wohlwollen zu erwerben, beging Eva, wie sie mir anvertraute, einen Mißgriff, indem sie Ihr Porträt bekränzte. Sie meinte es sicher arglos; ich darf daher wohl bitten, ihr deshalb nicht zu zürnen.“

Isabella hatte sich der ihr dargebotenen Schlüssel zugeneigt, sie gewahrte mithin ebensowenig wie Estobader, daß Eva und der Mulatte Blicke spöttischen Verständnisses wechselten, und antwortete zwar nicht frei von Befangenheit, jedoch erregt und ohne besonderen Tonfall: „Dane ihr zu zürnen, machte ich ihr begreiflich, daß ich derartige Bevorzugungen von keinem anderen mit Dank annehme, als von ihrer Herrin und deren Kindern.“

Aus Estobaders Augen zuckte verstoßen ein Blick des Unmutes; gleich darauf schaute er wieder harmlos, und verbindlich belehrend klang sein Organ, als er behauptete: „Die amerikanischen Sitten sind Ihnen noch zu fremd, um hiesige althergebrachte



„Diesen Weg, diesen Weg!“ warnte Eva dringlich.

Gebräuche im Vergleich mit den deutschen nachsichtig zu beurteilen."

"Nur nach meinem Gefühl vermag ich zu urteilen; dessen Eingebungen aber zu verheimlichen, besitze ich weder die Gabe noch den Willen," erklärte Isabella.

Sie offenbarte Ihre Anschauungen mit edler Offenherzigkeit, die Sie um so höher stellt," versetzte er schmeichelnd, jedoch mit der leise hervorklingenden Mahnung, daß er Gebieter sei; „zuversichtlich hoffe ich dagegen, daß nach etwas längerem Verkehr unsere beiderseitigen Ansichten sich einander nähern."

Im Begriff, Isabellas Glas mit schwerem griechischen Wein zu füllen, wehrte sie ihm, jedoch vergeblich.

„Ich begnüge mich von jeher mit Wasser," erklärte sie, „und gedente dieser Vorliebe fernerhin treu zu bleiben."

„Eine Vorliebe, die ich Ihnen um keinen Preis verleiden möchte. Schläge ich hingegen etwa ein Glas Champagner vor, so erlaube ich es mir, um, durch Ihre holde Persönlichkeit angeregt, mir die abwesende Gattin zu vergegenwärtigen, die meinen Neigungen stets pietätvoll Rechnung trägt."

Statt zu antworten erhob Isabella sich mit ruhiger Würde und verließ das Zimmer. Betroffen sah Estobader ihr nach, wogegen die braunen Mäulchen der beiden Musketiers in schadenfrohem Entzücken schwammen. Bevor seine Ueberlegung zurückkehrte, trat Isabella wieder ein und stellte das Familienbild vor ihn hin. Mit keiner Silbe begleitete sie ihre Bewegung; aber mit aller Macht kämpfte sie, ähnlich dem Opfer einer Spinne, die Fäden zu zerreißen, mit denen er sie bis zur Ohnmacht zu umgarnen dachte. Seine erste Beschämung wurde schnell durch Erbitterung überwuchert. Doch geübt, seine wahren Regungen zu verschleiern, sprach er mit einem Blick auf die Gruppe ininnig: „Süße Geschöpfchen, die, wie an die Mutter, sich auch an Sie vertraulich anshmiegen werden."

„Sehr, sehr glücklich muß Ihre Frau Gemahlin sein," erwiderte Isabella in dem ängstlichen Trachten, dem Gespräch eine harmlosere Wendung zu geben. Estobader stürzte ein neues Glas des feurigen Weines hinunter, gab Eva und ihrem Genossen einen Wink, sich zu entfernen, und fragte wie beiläufig: „Glücklich? Wovaus schließen Sie das?"

„Sie ist reich, unermesslich reich —" „Reichtum bedingt nicht jedesmal Glück," schaltete Estobader wie beiläufig ein.

„Sie mißverstehen mich. Ich bezog mich auf Ihre lieblichen Töchter, ein Schatz, der durch den Reichtum der ganzen Welt nicht ersetzt werden kann."

„Kein voller Ersatz, wenn man die Liebe der Gattin entbehrt, statt Beweisen treuer Zuneigung nur Unzufriedenheit und herben Widerspruch erntet."

„Das entzieht sich meinem Urteil," erklärte Isabella entschlossener, „im übrigen dürfte die Erzieherin Ihrer Kinder die Letzte zur Entgegennahme derartiger Geständnisse sein."

„Und doch sind Sie selbst bis zu einem gewissen Grade der schuldige Teil," wendete Estobader finster ein und griff abermals zum Glase, „denn während ich hier mit Ihnen vertraulich beisammen sitze, wie unzählige Male mit meiner Frau, liegt der Vergleich zwischen Ihnen beiden zu nahe, um blind dafür zu bleiben."

Isabella sprang auf. Ihr Antlitz glühte in Entrüstung. Woher sie den Mut dazu nahm, mußte sie selbst nicht, als sie mit Eisestärke antwortete: „In Gegenwart Ihrer Frau Gemahlin wäre Ihre

Bemerkung vielleicht gerechtfertigt gewesen, weil ich sie als ein ihr dargebrachtes Kompliment hätte deuten können. In der augenblicklichen Lage dagegen weise ich sie als ungehörig zurück. Sollte ich damit die einer Erzieherin gesteckte Grenze überschritten haben, so gebe ich Ihnen anheim, mich zu entlassen, es sei denn, Sie böten mir Gelegenheit, auf kürzestem Wege mich Ihrer Gattin zuzugesellen," und von ihren Empfindungen überwältigt, nahm sie ihren Platz wieder ein.

„Keins von beiden," entschied Estobader mit unheimlichem Lächeln, indem er seine Hand auf die ihrige legte, die zufällig auf dem Tisch ruhte, jedoch, wie unter der Berührung glühenden Eisens, zurückwich, „nein, keins von beiden. Meiner Frau werde ich Sie allerdings persönlich zuführen, allein vorläufig bin ich noch an Neworleans gebunden."

„So dringe ich auf meine sofortige Verabschiedung," fuhr Isabella auf.

„Die ich nicht gewähren will noch kann, nein, beim besten Willen nicht. Doch hören Sie meine



Statt zu antworten erhob Isabella sich mit ruhiger Würde und verließ das Zimmer.

Gründe, und Sie werden anders denken. Als ich im Einverständnis mit meiner Frau eine deutsche Erzieherin durch Vermittlung zuverlässiger Personen in unsere Familie aufzunehmen wünschte, baten wir um eine Photographie der etwa vorgeschlagenen Dame. Der Eindruck, den wir von derselben empfangen, war ein maßgebender. Und dennoch, wo blieb das Porträt, als ich Sie persönlich kennen lernte? Auffauchen hätte ich mögen bei Ihrem Anblick. Der Gedanke, mit Ihnen wenigstens unter demselben Dach zu wohnen, Sie täglich an meinem Tisch zu sehen, hatte etwas Ueberschwengliches. Ich fühlte, daß anstatt bis ans Ende meiner Tage mich elend durchs Leben zu schleppen, ein mir versagtes irdisches Glück in den Bereich der Möglichkeit getreten sei —“

Totenbleich, wie versteinert saß Isabella. Ihre Pulse flogen. Ihn zu unterbrechen, fehlte ihr die Fassung. Sie bedurfte der Zeit, ihre Worte abzuwägen; dann aber fiel sie mit einer ihr bisher fremd gebliebenen trotzigen Härte ein: „Nach dieser unerhörten Beleidigung trauen Sie mir zu, noch länger an dieser Stätte zu weilen?“

„Verzeihung! Beging ich ein Fehl, so entspraug es einer unergründlichen Liebe — ich gestehe es ehrlich —, die in einer Weise Besitz von mir ergriff, daß ich mit aller Macht vergeblich gegen sie ankämpfte, — eine Liebe so innig, so tief und rein —“

„Halten Sie ein!“ rief Isabella in Todesangst aus, „wenn noch ein Funke von Ehre in Ihnen lebt, so lassen Sie auf der Stelle die Thür Ihres Hauses vor mir öffnen.“

Fester legte Estobader die Lippen aufeinander. Dichter schoben sich die schwarzen Brauen zusammen. Ein Zug von Grausamkeit gelangte auf seinen Zügen zum Durchbruch.

„Sie werden sich besinnen,“ sprach er so schneidend, daß seine Worte wie ein Todesurteil in Isabellas Ohren klangen, „besinnen und auf meine Vernunftgründe hören. Sie sind in ein Verhältnis zu meinem Hause getreten, das nicht leichtfertig gelöst werden kann. Die Mittel, die ich aufwendete, meinen Töchtern eine Gouvernante zu geben, die geeignet ist, ihnen als Vorbild zu dienen —“

„Ihre Auslagen werden ersetzt werden!“ herrschte Isabella in ihrer Verzweiflung ihm zu, „ich besitze Freunde, die für mich eintreten.“

„Jenen jungen Herrn, der hinterlistig versuchte, sich in Ihr Herz einzuschleichen —“

„Ein Herr,“ unterbrach Isabella ihn empört, „den Sie fälschlich als Ihren Freund bezeichneten; ein Herr, der trotz des engen Zusammenlebens auf dem Schiff nie ein Wort an mich richtete, das anders als der Ausdruck der Achtung und Teilnahme eines Ehrenmannes hätte aufgefaßt werden können.“

„Ihre, heilloser Verblendung entspringende Verantwortung beweist das Zutreffende meiner Behauptung,“ zischte Estobader förmlich in wildem Hohn, fügte aber feierlich hinzu: „Dargebundene Millionen

könnten mich nicht bewegen, meine gerechten Ansprüche an Sie aufzugeben.“

Wie nach einem Ausweg zur Flucht spähte Isabella um sich. Mit dem Grauen war der Mut der Entrüstung gewachsen. Dann förderte wieder ihre Kaltblütigkeit und Willenskraft das Bewußtsein, einem Feinde gegenüber zu stehen, dessen Leidenschaftlichkeit durch den Weingenuß bis zur gefährlichen Zügellosigkeit gesteigert worden. Herausfordernd sah sie in die teuflischen schwarzen Augen. Mit einer Entschlossenheit, die sie früher nie gekannt, rief sie dem Verhassten zu: „Und ich erkläre, lieber dem Tod zu verfallen, als noch eine Stunde länger dieselbe Luft mit Ihnen einzuatmen.“

Tückisch und doch bewundernd sah Estobader auf sie hin. Seltsam zitterte seine Stimme, indem er anbot: „Trotzdem werden Sie fortan meine verehrte Hausgenossin bleiben, um mit den Bildern sich vertraut zu machen, die ich aus überströmendem Herzen vor Ihnen entwickelte.“

Isabella fuhr mit der Hand über den Tisch. Achlos, daß sie ihre beiden unangerührten Gläser klirrend umstieß, und deren Inhalt sich über den weißen Damast ergoß, ergriff sie das Bild und hielt es Estobader entgegen.

„Wagen Sie noch,“ sprach sie erbittert, „angehts dieser unschuldreinen jungen Wesen und deren Mutter den heimtückisch vorbereiteten Verrat weiter zu spinnen?“

Estobader verlor die Fassung. Ihr das Bild entreifend, schleuderte er es zur Erde, in sinnloser Wut es mit dem Fuß vollständig zertrümmend. „So viel ist es mir wert, wenn ich Ihr Porträt in die Wagschale lege,“ leuchtete er kaum verständlich, und schärfer trat tierisches Gepräge in seinen Zügen zu Tage.

Entsetzt wich Isabella zurück. Als habe ein Abgrund von unermesslicher Tiefe sich vor ihr geöffnet, starrte sie ihn an. Die Glut ihres Antlitzes war erloschen. Um sich aufrecht zu erhalten, stützte sie sich auf die Stuhllehne. So stand sie da, ein ruhendes Bild töplich getroffener Jungfräulichkeit.

„Wie sind Sie schön,“ fuhr Estobader heiser fort, während seine jugendlichen Blicke die holde Gestalt frech umfingen, „in Ihrem Zorn schöner noch, als in der bezaubernden ruhigen Hoheit — Fräulein Blenker — verdammen Sie mich nicht — ich stehe unter einem unlöslichen Zauber — ich kann nicht von Ihnen lassen“ — er sank vor ihr aufs Knie und packte ihre Hand. Mit einer Gebärde des Abscheus riß Isabella sie zurück, und wie von einem Wahnwitzigen entsetzt, tönte durch das Zimmer: „Nein, versuchen Sie nicht, zu flüchten — mir allein müssen Sie angehören, mir vor der ganzen Welt offen und in allen Ehren — schon längst erwog ich Scheidung — nur Sie — ich sehe Sie an, frei von jeder unlauteren Neigung.“

Isabella bebte. Das war kein Mensch mehr, der sich da vor ihr im Staube wand; ein Raubtier, das nur darauf lauerte, seine Krallen in ihr Fleisch zu

schlagen. Ihre Todesangst hatte sich auf den Gipfel gesteigert. Unter Aufbietung der äußersten Geisteskraft, sann sie, der grauenhaften Lage sich zu entziehen, als es klopfte.

Eskobader sprang auf. Gleichzeitig wurde die Thür geöffnet und in derselben erschien der Mulatte. Wutentbrannt hob er die Faust, um ihn niederzuschlagen.

„Schurke, infamer!“ schrie er ihn an, verstummte aber, sobald zwei Herren mit höflichem Gruß über die Schwelle schritten und der Diener entschuldigend erklärte: „Der Scherif, Herr, und sein Beistand — sie verboten das Anmelden — sie wollten sich nicht abweisen lassen — redeten vom Gericht.“



Mit einer Gebärde des Abscheus riß Isabella ihre Hand zurück.

Eskobader schien zu erstarren. Zu ungeahnt war der Schlag, der auf ihn hereinzubrechen drohte. Er begriff, daß die Antömmlinge seine letzten an Isabella gerichteten Worte verstanden haben mußten, zu denen die Scherben auf dem Tisch und das zertrümmerte Bild eine unzweideutige Erläuterung boten. Beschämung und verhaltene Majerei verzerrten sein wachsgelbes verblaßtes Gesicht. Wie die Stille vor dem Sturm herrschte Todesschweigen. Isabella, noch immer unter dem Einfluß lähmenden Entsetzens, hatte die Gewalt über ihre Glieder verloren. Erst die dem Schweigen folgenden Auseinandersetzungen gaben sie sich selbst zurück. Schwankend verließ sie das Zimmer. Wohin sie fliehen sollte, wußte sie nicht. Nur fort, fort, war die einzige Regung, die sie befehlte. Ziellos stürmte sie durch die nächste Thür.

Ein fürstlich ausgestatteter Saal nahm sie auf. Vor sich sah sie eine offene Doppelthür. Goldener Sonnenschein und grünes Gerank grüßten sie, und gleich darauf befand sie sich auf dem nach der Straße hinaus liegenden Balkon, wo es keinen weiteren Ausweg gab. An die Brüstung tretend, rang sie die Hände. Ein Hilferuf schwebte ihr auf den Lippen, als sie dreier Herren ansichtig wurde, die außerhalb der Einfriedigung langsam einherwandelten. Ebenso schnell erkannte sie den befreundeten Kapitän und Roderich. Deren Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, wagte sie nicht aus Furcht, von Eskobader gehört und an der Flucht gehindert zu werden. Wie von Schwingen getragen eilte sie zurück. Glücklich erreichte sie den bekannten Korridor und die nach unten führende Treppe; dann dauerte es keine Minute, bis sie, den Vorgarten durchheilend, das Gitterthor erreichte, wo die Herren stehen geblieben waren.

„Herr Kapitän,“ rief sie unter hervordrehenden Thränen aus, „Herr Waldmann! Retten Sie mich!“ und zwischen den Gitterstangen durch fühlte sie ihre Hände von beiden gehalten, während deren Begleiter, ein ehrwürdiger vornehmer Herr, sie mit inniger Teilnahme betrachtete.

„Retten Sie mich,“ wiederholte sie, von Grauen geschüttelt, „da drinnen in dem Hause ist es fürchterlich —“

„Fassen Sie sich,“ unterbrach der Kapitän sie tröstlich, „denn nicht der Zufall brachte uns hierher, sondern die Absicht, Ihre Freiheit zu erwirken. Doch öffnen Sie, um uns zu dem Herrn Eskobader zu begleiten, bei dem zur Zeit zwei unserer Freunde bereits eingetroffen sein müssen —“

„Nicht zu ihm, nein, nicht zu ihm,“ fiel Isabella schluchzend ein, „ich fürchte ihn mehr als den Tod. Entsetzliches mußte ich erleben.“

„Und dennoch ist eine Auseinandersetzung mit ihm unabweislich,“ nahm Roderich nunmehr das Wort, und das Herz hätte ihm brechen mögen beim Anblick der Todesangst, die sich ergreifend in jedem Zuge des schönen Antlitzes spiegelte. Das Thor öffnete sich unter ihren Händen, und Roderich fuhr, auf den alten Herrnweisend, ermutigend fort: „Und hier ist mein Vater. Von allem unterrichtet, rechnet er zuversichtlich auf Ihr Vertrauen.“

Nur eine Sekunde sah sie in das gütige Greisenantlitz und hastig, wie befürchtend, im letzten Augenblick noch von den Freunden getrennt zu werden, legte sie die Hand auf dessen ihr gebotenen Arm, und ungefümt schlugen sie die Richtung nach dem Giebelportal ein. Ihnen auf dem Fuß folgten der Kapitän und Roderich.

Auf der Schwelle drohten die Kräfte ihr zu versagen. Der alte Herr fühlte ihr krampfhaftes Zittern und sprach milde beschwichtigend: „Fassen Sie Mut! Das Werk, das mein Sohn mit Begeisterung einleitete, werde ich mit demselben Eifer zu Ende führen. Im übrigen stehen Sie unter dem Schutz von Männern, die in Erfüllung einer Ehrenpflicht vor keinem Opfer zurückschrecken.“

Sie trat in den Vorflur. Vor ihnen lag die breite Marmortreppe. Hestiger bebte Isabella.

"Schonen Sie mich," bat sie lispelnd, "ihm gegenüber zu treten, der — ich kann es nicht aussprechen — übersteigt meine Kräfte."

Ueber die Schulter verständigte Waldmann die beiden Freunde, zu säumen, und liebevoll kehrte er sich Isabella wieder zu.

Die Begegnung kam nicht umgangen werden, soll eine endgültige Auseinandersetzung stattfinden, belehrte er gütig, "ich wiederhole daher, Sie haben nichts mehr zu fürchten. Dringend rate ich hingegen, bei einer etwaigen Entscheidung sich nur einzig und allein von Ihren unbeflügelten Regungen bestimmen zu lassen.

Ohne Scheu geben Sie Auskunft auf alle Fragen. Um Ihr Sicherheitsbewußtsein zu erhöhen, bleibe ich Ihnen zur Seite."

Isabella antwortete nicht. Ein Gefühl unsäglicher Dankbarkeit raubte ihr die Sprache.

Sie erreichten den oberen Korridor. Wohin sich zu wenden, verrieten heftige Stimmen, die durch eine geschlossene Thür zu ihnen herausdrangen.

Dort hatten die Verhandlungen inzwischen ihren Verlauf genommen. —

Beim Anblick des Scherifs und des ihn begleitenden Twinkle, deren Anliegen für ihn zu Tage lag, überwog sinnlose Wut den ersten Schrecken, in der erniedrigenden Haltung überrascht worden zu sein. Sie gipfelte in der gebieterischen Frage, was die Herren bewogen habe, ungerufen, sogar unangemeldet bei ihm einzudringen.

"Das Eindringen geschah amtlich und bedarf daher keiner Rechtfertigung von meiner Seite," antwortete der Scherif, höflich gemessen. "Nebenbei ging ich davon aus, daß Sie bei Ihrer hervorragenden gesellschaftlichen Stellung wahrscheinlich vorzögen, eine mißliche Frage hier zwischen Ihren vier Wänden zu erledigen, anstatt sie von Rechts wegen in die Öffentlichkeit zerren zu lassen."

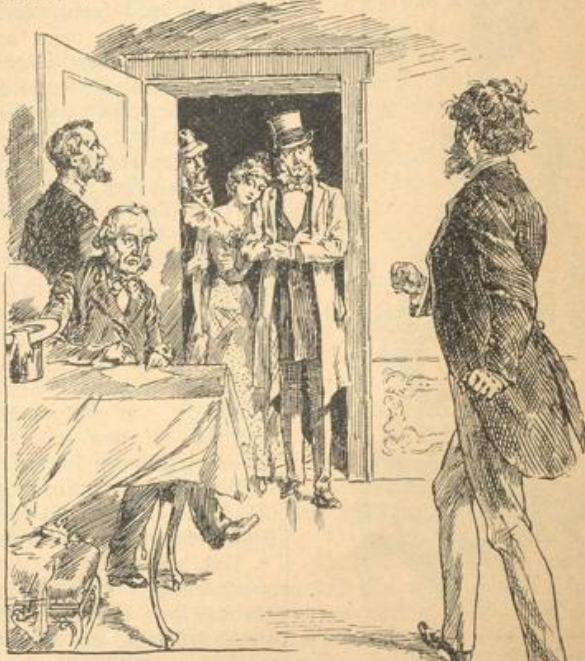
"Von Rechts wegen?" brauste Estobader wild auf, "mit anderen Worten, Sie zeihen mich einer sträflichen Handlung, vergessen, daß es mein heiliges Recht ist, Sie kurzerhand von dannen zu weisen."

"Was Sie sehr bald bereuen würden. Doch

kommen wir zur Sache. Es ist eine Anklage gegen Sie zur schleunigen Abfertigung eingereicht worden. Es trifft Sie der Vorwurf, eine hochgeschätzte junge Dame durch Vermittelung verrückter Agenten bei sich aufgenommen zu haben."

"Weiter, weiter," befahl Estobader ingrinnig, als der Scherif die Pause eines Atemzuges eintreten ließ. "Auf die Unregelmäßigkeit Ihres Verfahrens kommen wir später zurück."

"Eine Unregelmäßigkeit zu Ihren Gunsten," versetzte der Scherif geschäftlich. "Als Erzieherin berufen, wurde der Empfang der Dame von Umständen begleitet, die mit der guten Sitte im Widerspruch stehen. Unter Mißbrauch eines fremden Namens, unzu-



Wie um von seinem Hausrecht Gebrauch zu machen, ballte Estobader die Fäuste.

treffender Vorspiegelungen und eines gefältschten Schriftstückes wurde sie von dem Dampfer abgeholt, und anstatt, wie es der Anstand gebot, sie Ihrer Gattin beizugesellen, in einer Art Gefangenschaft gehalten und ihr der Verkehr mit zuverlässigen Freunden abgechnitten."

"Ueber die Art, wie ich meine häuslichen Angelegenheiten ordne, steht weder Ihnen noch irgend einem andern ein Urteil zu. Die betreffende Dame hat sich freiwillig gebunden, und dabei bleibt es trotz aller hämischen Angriffe gegen meine Person," erklärte Estobader heftig.

"Wir müssen vorausehen — bei unserem Eintritt erhielten wir

die Beweise dafür — daß Fräulein Blesker sich in ihren Erwartungen getäuscht sah und daher wünschte, ihrer Verpflichtung enthoben zu werden. Das auf gültlichem Wege zu bewirken, ist meine Aufgabe."

"So dürften Sie sich vergeblich hierher bemüht haben, denn Ihrem Wunsch stehen mein Recht und mein Wille gegenüber."

"Vielleicht ist Fräulein Blesker anderer Meinung. Von Wert wäre es daher, sie für sich selbst sprechen zu lassen."

Estobader erwiderte spöttisch: "Beweist sie, daß ich mir nur ein Scheinrecht annahmte, so bin ich bereit, sie sogleich zu entlassen."

"So ersuche ich Sie, die junge Dame hierher zu bescheiden."

Estobader drückte auf einen aus der Wand hervorragenden Knopf; doch bevor Eva erschien, öffnete

sich die Thür und herein schritt Waldmann, Isabella führend, gefolgt von dem Kapitän und Roderich. Bei deren Anblick verfinsterte sich sein Gesicht zu dem eines bösen Geistes. Wie um von seinem Hausrecht Gebrauch zu machen, ballte er die Fäuste. Plötzlich lachte er mißthönend und brach in die Worte aus: „Nicht genug, sich hinterrücks Zugang zu meinem Hause gebahnt zu haben, scheint man auch einen Massenangriff zu planen, dessen ich mich mit Gewalt zu erwehren habe.“

„Zeugen sind es,“ erklärte der alte Herr würdevoll, „und deren bedarf es, um Weiterungen zu vermeiden. Den Herrn Scherif ersuche ich nunmehr, das Verfahren zu beginnen,“ und dieser hob unverweilt zu Estobader gewendet an: „Willigen Sie ein, Fräulein Blexer gegen Erstattung aller Kosten und sonstigen Entschädigungen ihres Wortes zu entbinden?“ und geringschätzig hief es zurück: „Durch die Form Ihrer Frage erkennen Sie die Rechtsgültigkeit des Kontraktes an. Sollte es Fräulein Blexer in meiner Familie nicht gefallen, so bleibt es ihr unbenommen, unter Beobachtung der vereinbarten Frist von sechs Monaten zu kündigen. Auf das beleidigende Anerbieten von Ersatz und Entschädigung habe ich keine Antwort.“

„Und jetzt zu Ihnen, Fräulein Blexer,“ wendete der Scherif sich an diese, „sind Sie damit einverstanden, gemäß dieses Ausspruches Ihren Aufenthalt hier zu verlängern?“

Isabella gab den Arm des alten Herrn frei. Wie eine erdrückende Last von sich abwälzend, seufzte sie auf und trat einen Schritt vor. Sie zeigte auf die Trümmer des Bildes und sah Estobader fest an.

„Ich erinnere Sie an das Vorgefallene,“ sprach er, jede Silbe besonders betonend, „und wiederhole, was ich Ihnen bereits beteuerte: Lieber in den Tod gehen, als länger auf einer Stätte des Entsetzens und Grauens weilen.“

„Was mich nicht bewegen kann, meinen gerechten Ansprüchen zu entsagen,“ versetzte Estobader mit an Hoheit grenzender Entschiedenheit; „und mehr noch: Ist die Kündigungsfrist verstrichen, so werden Sie darüber waltet kein Zweifel — mit Freude begrüßen, fernerhin als Mitglied meiner Familie betrachtet und geehrt zu werden.“

„Was ich bestreite,“ wendete der greise Kaufherr gelassen ein, „und so greife ich zu einem letzten Mittel, das ich gern bis zu einer freundlicheren Stunde in freundlicherer Umgebung verschoben hätte. Ich spreche nämlich nicht zugunsten einer mir Fernstehenden, sondern einer Tochter, die nach allem, was ich über sie erfuhr und im kurzen Verkehr mit ihr voll auf bestätigt fand, mir so fest ans Herz wuchs, daß keine Macht der Erde sie von meiner Seite zu verdrängen vermag. Und nun, mein liebes Kind, seien Sie eingedenk meines von aufrichtiger Zuneigung getragenen Rates und erklären Sie frei und offen, ohne jeglichen Rückhalt: Können Sie sich entschließen, um das Glück eines geachteten Mannes zu begründen

und das seiner Angehörigen zu erhöhen, meinem Sohne als Gattin zu folgen?“

Totenstille trat ein. Isabella stand wie betäubt. Marmorbleich, wurde sie gleich darauf von dunkler Blut überströmt. Wie nach einem Anhalt suchend, sah sie verstört von einem zum andern, bis sie den gespannten Blicken Roderichs begegnete. Was sie aber in seinen Augen las, spiegelte sich plötzlich hell in ihren eigenen, und wie von unüberstehlicher Gewalt getrieben, flüchtete sie an die Brust des alten Herrn, der sie zärtlich in die Arme schloß.

„Ich kann es nicht glauben,“ sprach sie gedämpft und vor Bewegung kaum verständlich, „nein — ich kann es nicht glauben — womit hätte ich so viel Glück verdient?“

„Mit Ihrem eigenen Herzen,“ antwortete der alte Herr gütig, sie nunmehr an Roderich abtretend, an welchen sie sich mit der ganzen, bisher heimlich getragenen vollen hingebenden Liebe anschmiegte.

Estobader verhielt sich wie eine Statue; aber nur dürftig gelang es ihm, die sich wild aufbäumenden Leidenschaften zu bändigen.

„Sie haben das Spiel gewonnen, wenn das Ganze nicht ein bedachtam vorbereitetes Theaterstück gewesen ist,“ bemerkte er achselzuckend, sobald die Aufmerksamkeit sich ihm wieder zukehrte.

„Sie zwingen uns, den Beweis der Wahrheit anzutreten,“ versetzte der Scherif zuvorkommend; „mit Ihrer Erlaubnis,“ fügte er hinzu, indem er vor dem Schreibtisch Platz nahm und ein Formular hervorzog, das auf Twinkles Rat bis auf die Unterschriften ausgefüllt worden. Nur Tag und Jahreszahl trug er noch ein, worauf er nach den vorgeschriebenen Fragen das junge Paar aufforderte, durch Anfügen ihrer Namen den Ehekontrakt zu vollziehen. Deren Beispiel folgten der Vater, der Kapitän und die beiden anderen Herren. Estobader stand mit untergeschlagenen Armen abseits. Finster überwachte er den ganzen Vorgang. Keinen anderen Ausweg aus der beschämenden Lage entdeckend, hielt er schließlich für geraten, in die Stelle des Großmütigen einzutreten und dadurch bösen Gerüchten ihre Tragweite zu rauben. Bevor sich jemand dessen versah, ergriff er die Feder, und unter der festen Hand ging auch sein Name hervor.

Mit steifer Höflichkeit erfolgte die Verabschiedung. Auf dem Wege nach dem Thore blieb Isabella still; aber immer wieder floß aus ihren Augen ein Thränenlein heiligen Entzückens über die zart erglühenden Wangen. Sie konnte nicht fassen, was in der letzten halben Stunde mit ihr vorgegangen war. Um es voll zu begreifen, suchte sie Roderichs verklärten Blick, und dann sagte sie wieder, als ob sie von berausenden Traumgebilden umgaukelt gewesen wäre, deren Zerrinnen sie fürchtete. Ueber ihnen aber lachte der blaue sonnige Himmel. Es sangen Spottdroffel und Blaulehlerchen ein gar lustiges Lied in den schattigen Wipfeln der den Vorgarten schmückenden Bäume.

Schärer Blätender Seite für 1903.



Des Hinkenden Boten Standrede über die schwarze Kunst.



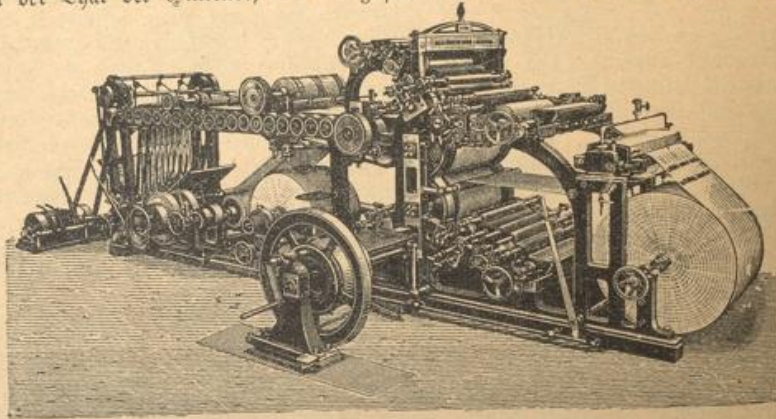
Wenn mich nicht alles täuscht, so ist das dem Lehrer Hinkenden sein Schäslein, das dort die Landstraße herkommt," jagte an einem Herbstabend des Jahres 1901 der Löwenwirt von Vietingheim, der unter der Hausthüre stand und sein Pfeifelein rauchte.

"Was gilt's, der Hinkende will uns einen Besuch machen; lang genug ist's her, daß er das

letzte Mal da war."

Es war in der That der Hinkende, der einige

Minuten später aus dem Schäslein stieg, oder richtiger gesagt, sprang; denn an Nüchternheit nimmt es der Hundertjährige noch mit einem Sechziger auf), und unterm Arm hatte er ein Päcklein: den neuen Kalender,



Rotationsmaschine aus der Maschinenfabrik Augsburg, auf der Herr J. S. Geiger zu Lehr die Kalenderbogen in zwei Farben auf einmal druckt.

der dem Löwenwirt und seinen Stammgästen zugebacht war, welche letztere sich bald vollzählig eingefunden hatten, und neugierig steckte bald jedes die Nase in das Heftlein. — "Da ist ja auch die Standrede, die Ihr uns letztes Jahr über den Schnaps gehalten habt, und ich komme auch darin vor," meinte die Löwenwirtin belustigt. — "Auch mein Gutachten über den Alkohol finde ich hier,"

meinte mit der Würde eines Professors der Herr "Medizinalrat" Peter. — "Ihr seht jetzt aus wie ein Landtagsabgeordneter, der seine erste Rede in der Landeszeitung gedruckt findet; hoffentlich macht die Standrede Euch mehr Freude als dem Bürgermeister von Finsterlingen einst seine Jungferrede." — "Wie war denn die?" fragte die Löwenwirtin neugierig, und der Hinkende erzählte: "Der Bürgermeister von Finsterlingen hatte nämlich in den ganzen langen Verhandlungen noch nie den Mund aufgethan, und seine Kollegen hätten ihn doch gar zu gerne einmal reden gehört. Deshalb war es eine große Ueberraschung für sie, als eines schönen Tages kurz vor Schluß des Landtags der Herr Bürgermeister sich doch noch an den Vorstehenden wendete mit der üblichen Redeformel: 'Ich bitte ums Wort.' Tiefe Stille und eine atemlose Spannung herrschten auf einmal im Saale, als der Herr Bürgermeister

nun nach kurzem Räuspern die denkwürdigen Worte sprach: 'Ich wollte mir nur erlauben anzufragen, ob da vorn das Fenster nicht zugemacht werden könnte, . . . es zieht so!'" — Alle lachten, und die Löwenwirtin sagte nach einer Weile: "Was hier in der Standrede steht, das haben wir ja schon alles aus Eurem Munde vernommen, Hinkender, und doch freut es uns, es jetzt auch schwarz auf weiß zu haben. Wie wölltet Ihr es aber machen, daß alle die Hunderttausende, die heute Guern Kalender lesen, etwas davon erfahren, wenn's noch keine Buchdrucker gäbe? Es können doch nicht alle zu uns in den Löwen kommen, wenn ich sie auch gerne alle bewirten möchte, natürlich hübsch nacheinander," meinte sie lachend; "drum ist es doch etwas Schönes um die Buchdruckerkunst, und ich möchte doch gar zu gerne einmal etwas Genaueres darüber hören, wie die Sache

meinte sie lachend; "drum ist es doch etwas Schönes um die Buchdruckerkunst, und ich möchte doch gar zu gerne einmal etwas Genaueres darüber hören, wie die Sache



an dem man sich nicht satt sehen kann: auf der einen Seite eine ungeheuer große Rolle Papier, auf der andern die fertig gedruckten und geschnittenen Bogen; man kann die Maschine ganz allein arbeiten lassen, sich daneben legen und schlafen, und wenn man ausgeschlafen hat, so liegen Tausende von fertigen Kalenderbogen vor einem.“ — „Das ist ja wie in dem Märchen von den Heinkelmännchen,“ meinte die Löwenwirtin, „und fast nicht zu glauben.“ — „Und doch ist es so,“ sagte der Hinkende. „Wenn es Euch also recht ist, so will ich Euch von dieser „schwarzen Kunst“ erzählen, soviel ich selber davon weiß.“ — „Bravo, Hinkender, erzählen,“ rief alles wie aus einem Munde. Und der Hinkende, nachdem er sich eine frische Pfeife gestopft und angezündet hatte, begann: „In alten Zeiten hat es nur geschriebene Bücher gegeben; das war dann natürlich ein teurer Spaß, und für einen Kalenderschreiber wäre es ein Glend gemein, denn soviel Schreiber, als er gebraucht hätte, würde er wohl nicht aufgebracht haben. Die Schreiber aber waren Sklaven, worunter es auch sehr gelehrte Leute gegeben hat. Einer las das Buch, welches vervielfältigt werden sollte, vor, und eine Anzahl anderer Sklaven schrieb auf lange Rollen nach, die dann in eine Schachtel gesteckt wurden wie der Löwenwirtin ihre Pelzmuffschachtel, und das nannte man dann ein Buch.“ — „Bilder gab es da also wohl keine darin: ich möchte diese aber doch nicht gerne im Kalender vermiffen,“ meinte die Löwenwirtin. „Bilder waren auch das erste, was gedruckt wurde; und was ratet Ihr, was das wohl für Bilder waren?“ — „Wohl das Konterfei vom alten Napoleon?“ meinte Peter, der Hinkende aber sagte: „Peter, Ihr seid ein Esel, ein paar hundert Jahre alter ist die Buchdruckerkunst denn doch, wie ich Euch nachher berichten werde. Nein, Spielkarten waren es.“ Der Löwenwirt lachte: „Das habe ich mir doch gleich gedacht! Die Gebetbücher sind wohl erst später erfunden worden?“ — „Die Mönche in den Klöstern betrieben die Kunst, Messbücher zu schreiben, schon früher und haben wahre Kunstwerke zustande gebracht; sie haben sich dazu aber auch hübsch

oder kurz Johannes Gutenberg genannt, gebürtig zu Mainz, der in den dreißiger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts in Strazburg, unserer Nachbarstadt, tiftelte und grübelte. In seiner Vaterstadt aber hat er seine Erfindung vollendet. So etwas wie Buchdruck kannte man aber auch damals schon. In Holztafeln erhaben eingeschnittene Buchstaben stellten den Text vor; diese Tafeln wurden mit Farbe bestrichen, mit Papier bedeckt und dann abgeklatst, oder in einer Presse „gedruckt“, so daß jetzt die Schrift auf dem Papier stand. Das war schon sehr viel: aber die Sache hatte den Nachteil, daß die Tafel nur zu dem einen Text gebraucht werden konnte und für jeden andern eine neue Tafel geschnitten werden mußte, was doch sehr umständlich und kostspielig war. Da ging nun Gutenberg



„Seht Euch z. B. hier diese erste Presse an.“

hin und schnitt jeden Buchstaben einzeln, so daß man aus diesen Buchstaben, auch Typen oder Lettern genannt, beliebige Worte und damit auch beliebige Bücher zusammen „setzen“ konnte. Nun hatte er aber auch noch den geschickten Einfall, jeden Buchstaben nur einmal zu schneiden, diesen aber in Metallguß zu vervielfältigen, weil die Holzbuchstaben sich auch zu rasch abgenutzt hätten: und damit war eigentlich die Erfindung gemacht, wie sie heute noch im Gebrauch ist, wenn auch im Laufe der Zeit viel verbessert wurde, und zwar nicht nur in der Herstellung des „Satzes“, d. h. des Setzens der Lettern, sondern auch hauptsächlich in der des „Druckes“ selbst; seht Euch z. B. hier diese erste Presse an, mit dem Prügel, an dem dieser Jünger Gutenbergs die Schraube dreht, und dort die „Schnellpresse“ und „Rotationsmaschine“. Das ist doch ein kleiner Fortschritt, was? Was ich Euch noch von Gutenberg, diesem großen Wohlthäter der Menschheit, diesem Vater der modernen Aufklärung und Volksbildung, sagen kann, ist leider recht traurig. Es ging ihm wie den meisten Erfindern: andere steckten den Profit in die Tasche.“ — „Das ist das Loß des Schönen auf der Erde,“ deklamirte Peter der Barbier, wobei er ein Gesicht machte, als ob ihm selbst schon so etwas passiert wäre. „Und daß das edle Pferd den Hafer, den es wie noch nie ein anderes vor ihm verdient hätte, nicht erhielt, dafür sorgte ein gewisser Johannes Rüst, der dem mittellosen Gutenberg das Geld vorgeschossen hatte. . . .“ „Aha,“ meinte der Knöpflebauer, der neulich wieder einmal wegen einer Hypothek in der Stadt war, „gab es damals auch schon solche Raiben?“ — „Wie es scheint, ja,“ bestätigte der Hinkende. „Er brachte



Johannes Gutenberg.

Zeit gelassen, und die haben sie ja auch gehabt. Nun hat vor fast fünf hundert Jahren einmal ein Mann darüber nachgedacht, wie man sich diese zeitraubende Schreiberei ersparen, die Bücher zahlreicher, und was die Hauptsache ist, billiger machen könnte. Dieser Mann hieß Johannes Gensfleisch zum guten Berg

auch seinen Schwiegersohn Peter Schöffler in das "Geschäft". Und als die beiden Ehrenmänner dem Gutenberg alles abgeguckt hatten und ihn im Geschäft nicht weiter brauchten, jagten sie zu ihm: "Guter Freund, die Zeiten sind schlecht; wir haben



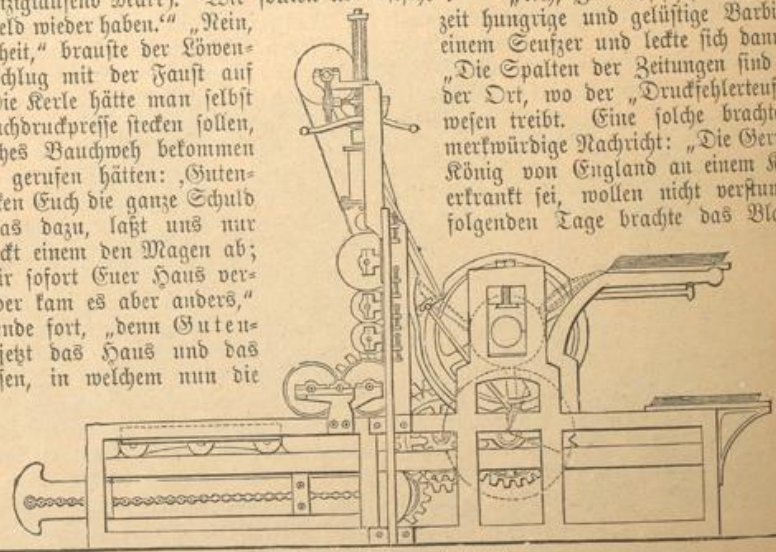
"Nein, so eine Gemeinheit," brauste der Löwenwirt auf.

Euch vor so und so viel Jahren so und so viel tausend Gulden geliehen (es waren genauer gesagt zweitausendundzwanzig Gulden, nach heutigem Geldwert etwa zwanzigtausend Mark). Wir sollten notwendig unser Geld wieder haben." "Nein, so eine Gemeinheit," brauste der Löwenwirt auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. "Die Kerle hätte man selbst zwischen die Buchdruckpresse stecken sollen, bis sie ein solches Bauchwech bekommen hätten, daß sie gerufen hätten: Gutenberg, wir schenken Euch die ganze Schuld und noch etwas dazu, laßt uns nur heraus, es drückt einem den Magen ab; auch wollen wir sofort Euer Haus verlassen." "Leider kam es aber anders," fuhr der Hinkende fort, "denn Gutenberg mußte jetzt das Haus und das Geschäft verlassen, in welchem nun die beiden Gute-
edel Herr
und Meister
waren.

Zwar gelang es Gutenberg mit Hilfe des Mainzer Notars Humery, eine neue eigene Druckerei zu gründen, die aber nicht so leistungsfähig war wie die seiner sauberen Freunde. Und wahrscheinlich ist er auch arm gestorben; Ort und Tag seines Todes sind nicht bekannt worden." "Hinkender,

hört!" sagte der Löwenwirt, "von dem Manne ver- schaffst Ihr mir ein gutes Bild, ich will es mich zehn Mark kosten lassen. Das hänge ich hier in die Einsehung, und jedem, der's hören will, werde ich die Geschichte erzählen. Es ist doch eine riesige Gemeinheit." Er hatte einen ganz roten Kopf bekommen. "Seine Erfindung aber," fuhr der Hinkende fort, "die von Just und Schöffler sowie auch von ihm selbst geheim gehalten worden war, ist nach dem Ueberfalle und der Verwüstung der Stadt Mainz, die der Bischof von Mainz im Jahre 1462 verübte, durch die Druckereiarbeiter in alle Welt verbreitet worden, zum unermesslichen Nutzen der ganzen Menschheit. Und wenn es Euch nun recht ist, so begleitet mich einmal in Gedanken in eine Buchdruckerei, wie sie ja jetzt schon in jedem Landstädtchen zu finden ist. Da steht das muntere Völklein der Setzer an seinen Kästen, in welchen, in kleinen Fächern untergebracht, die vierundzwanzig "Bleisoldaten" aufbewahrt werden. Die fliegen rein und raus, es sieht fast aus, wie wenn der Knopflebener sein Korn sät. Da reißt sich im "Winkelhaken" Letter an Letter, Wort an Wort, Satz an Satz, mit und ohne Fehler, meist aber mit Fehlern, wofür der Setzer merkwürdige Namen hat; hat er ein Wort aus Versehen weggelassen, so nennt er dies Unglück eine "Leiche", hat er aber unndügerweise ein Wort zweimal gesetzt statt nur einmal, so nennt er's eine "Hochzeit". Fällt ihm aber der ganze Satz auseinander, so daß die Buchstaben wie Kraut und Rüben durcheinander liegen, so sind das nun "Zwiebelfische".

"Ach, Zwiebelfische," murmelte der allezeit hungrige und gelüstige Barbier Peter mit einem Seufzer und leckte sich dann die Lippen. "Die Spalten der Zeitungen sind hauptsächlich der Ort, wo der "Druckfehlerteufel" sein Unwesen treibt. Eine solche brachte neulich die merkwürdige Nachricht: "Die Gerüchte, daß der König von England an einem Kahlkopfleiden erkrankt sei, wollen nicht verkümmen." Am folgenden Tage brachte das Blatt jedoch die



Königs erste Zylinderschnellpresse.

"Kahlkopfleiden". — Dann kommt der Herr "Metteur" und teilt den Satz in das richtige Format ein, worauf dieser dem Drucker übergeben wird, der denselben in die "Maschine" hebt. Und nun wollen wir uns diese "Maschine", die Schnellpresse,

beruhigende Mitteilung...
Ein unliebsamer Druckfehler hat sich in unsere gestrige Nummer eingeschlichen. Statt "Kahlkopfleiden" muß es natürlich heißen: "Kahlkopfleiden".
Dann kommt der Herr "Metteur" und teilt den Satz in das richtige Format ein, worauf dieser dem Drucker übergeben wird, der denselben in die "Maschine" hebt. Und nun wollen wir uns diese "Maschine", die Schnellpresse,

einmal ansehen. Da rutscht nun die aus Hunderten und Tausenden von Lettern zusammengesetzte Tafel hin und her, oder man hat den Satz auf eine Walze umgegossen, die sich wie ein Mühlrad dreht und über der das Papier hinzieht wie ein langes Handtuch; das ist die Notationsmaschine. Der Mann aber, der die Schnellpresse erfand, kann auch ein Liedlein singen von der Gemeinheit der Menschen, denn es ist ihm nicht viel besser ergangen als seinem Kollegen Gutenberg. Dieser Mann hieß Friedrich König, geboren in der Lutherstadt Gisleben im Jahre 1774. Er machte seine Erfindung in England, und ein Engländer war es auch, der ihn über den Köffel barbierte, Bensley hieß der edle Menschenfreund. Dem baute er die erste „Cylinderdruckmaschine“. Statt der alten Holzpresse, wie sie jeder Delmüller hat, wurde hier zum erstenmal eine eiserne Walze dazu verwendet, um das Papier gegen die Lettern zu drücken. Das war im Jahre 1810. Dieser Bensley, ein richtiger Engländer, war in sam genug, einen englischen Maschinenbauer zu veranlassen, ebensolche Schnellpressen zu bauen, indem er ihm die Sache schön auseinanderlegte und sich den Teufel um Königs Patent kümmerte. König ging nun wieder nach Deutschland zurück, wo er mit seinem Freunde Bauer in dem ehemaligen Kloster Oberzell bei Würzburg die erste, noch heute in hoher Blüte stehende Schnellpressenfabrik gründete. Königs erste Schnellpresse konnte schon über tausend Drucke in einer Stunde liefern: die moderne Notationsmaschine dagegen druckt bis zu 96000 vierseitige Zeitungen in der Stunde und fällt sie noch so nebenher! — Neuerdings giebt es auch schon Schmaschinen. Da sitzt der Herr Seher vor einem kleinen Klavier, spielt auf den Tasten und preßt die „Washingtonpost“ dazu, wenn er sie kann, und mittlerweile reißt sich Letter an Letter, oder vielmehr eine Letternquäform (Matrize) an die andere, die dann ausgegossen werden, und der Schriftsatz ist fertig. Aber sowohl das Sieben, als nachher auch das Ablegen und überhaupt alle Einrichtungen, die früher von Hand gemacht werden mußten, macht diese Maschine, die also ein wahres Wunderwerk ist, und wenn die Herren Herrenrichter des Mittelalters den Erfinder, der Ottomar Mergenthaler hieß und in Cincinnati wohnte, in ihre plumpen, dummen Plöten bekommen hätten, dann wäre es ihm wohl noch schlimmer gegangen als dem armen Gutenberg. . . Der Frühling echten Menschentums ist angebrochen mit der Erfindung der Buchdruckerkunst; möge der Herbst ein gesegneter sein.“ — Damit schloß der Hinkende seine Staudrede, denn es war spät geworden und der Rappe scharfte ungeduldig vor dem Hofthor. „Vergeßt mir den Gutenberg nicht,“ rief nach vielen Dankesworten noch der Löwenwirt dem Davonfahrenden nach: er meinte natürlich das Bild, um welches er den Hinkenden gebeten hatte. Der Hinkende aber ruft ebenfalls allen seinen Lesern zu: „Vergeßt mir den Gutenberg nicht!“ Er meint dies aber anders und zwar so: Vergeßt nicht, daß es Gedrucktes in der Welt giebt. Lest

zum ersten gute Bücher, in denen alles steht, was nur jemals gezeigte Männer erdacht haben; lest zum zweiten aber auch gute Zeitungen, damit Ihr wißt, wie es in der Welt ausschaut und Ihr zur rechten Zeit ein passend Wörtel mitreden könnt. Zum dritten aber lest Euern Kalender und beherzigt, was Euch des Gutenbergs Nachfolger Jahr für Jahr da hineindruckt. Es wird Euer Schaden nicht sein!

Es hat alles seinen Grund.



ie taugen alle nichts, die Männer, ohne Ausnahme! Sie treiben nur ihr falsches Spiel mit uns. Drum hüte dich, Bärbel, steh keinem Red' — geh deines Weges und schau nicht rechts noch links, aber auch nicht gradaus, wenn dir so ein junger Burfsche in

den Weg kommt. Denk dir, das geht dich nichts an, 's hat alles seinen guten Grund. Haffe die Männer, die jungen Männer!“

So sprach Mutter Gertraud oftmals und auch heute wieder zu ihrem hübschen Mädchen, dem Bärbel. Dieses konnte mit seinen achtzehn Jahren und seinem hübschen Gesichtchen allerdings das strenge Urteil der Mutter nicht begreifen und erlaubte sich einige Einwendungen zu machen.

„Aber Mutter, der Vater war doch auch einmal ein junger Mann,“ meinte sie.

„Ja, ja, das hat allerdings seine Richtigkeit,“ erwiderte die Mutter etwas verlegen, „aber — aber — den hab' ich auch nur aus Haß geheiratet, aus Aerger über meinen ersten Bräutigam, der mich schmählich verlassen hat. Doch, das geht dich nichts an, — 's hat alles seinen Grund.“

„Dein erster Bräutigam war der Schloßbauer, der Vater des Tonerl, das weiß ich ja längst.“

„Das geht dich nichts an!“ rief die Mutter streng. „Aber weil davon die Rede ist,“ fuhr sie dann gelassener fort, „so sag' ich nicht Nein; es ist der Vater des — wie hast gesagt — Tonerl? Das war von jeher ein böser Bub, der immer zu uns kommen und mit dir spielen wollte. Aber ich hab' mir einen Dänsziemer angeschafft und ihn jedesmal davongejagt. Ich will nichts um mich haben,

was vom Schloßbauer kommt; 's hat alles seinen Grund."

"Aber er ist jetzt so geachtet und brav, alles hat ihn gern," meinte Bärbel, "und er grüßt dich immer so freundlich, wenn er dir begegnet."

"Das Grüßen kenn' ich schon; er grüßt den Zaun wegen des Gartens. Meinst, ich hab's noch nicht gemerkt, daß er dir nachstellt? Er möcht' das Spiel wiederholen, das sein Vater mit mir gemacht. Aber da wird nichts draus. Daß du ihm nicht still hältst! Ihn mit Verachtung strafft, wenn er dir begegnet! Das sag' ich dir, und das merk dir, und dabei bleib't's! Sind wir auch nur arme Schloßwächtersleute, Tagelöhner, die sich mit der kleinen Wohnung an der Gartenmauer behelfen müssen, so können wir doch auch unsern Stolz haben, denn wir sind ehrliche Leute. Und also jetzt weißt du, wie ich gestimmt bin; 's hat alles seinen Grund."

Bärbel wußte das wohl, aber noch besser wußte sie, wie sie selbst gestimmt war. Des Nachbarn Sohn hatte ihr schon so viel Liebes und Schönes zugestüstert, wenn er ihr begegnet war, daß sie die Zornausbrüche der Mutter über die Schlechtigkeit der Männer unmöglich auf ihn ausdehnen konnte. Schon als Kinder fühlten sich beide gegenseitig angezogen, und trotz des Ohrenziemers und der Scheltworte, mit denen Mutter Gertraud den Jungen schrecken wollte, kam er immer wieder herbei, um mit Bärbel zu spielen. Später dann, als beide erwachsen waren, nahm die Freundschaft zärtlichere Formen an, und zumal als Bärbel längere Zeit mit der Herrschaft in der Stadt weilte, da glaubte der gute Toni vor Sehnsucht nach ihr sterben zu müssen. Er starb aber glücklicherweise nicht, da der geliebte Schatz zu seinem Troste rechtzeitig zurückkehrte. Nun wählte er seinen Weg in die Felder und Wiesen immer der Schloßmauer entlang, an welcher sich der Brunnen mit dem laufenden Quellwasser befand, wovon das Mädchen zu bestimmten Stunden holte, bei welcher Gelegenheit er einige Worte mit Bärbel austauschen konnte, und vorüber an der alten ruinenartigen und doch freundlich aussehenden Wohnung der alten Gertraud, deren Fenster mit blühenden Geranien und Nelken geziert waren.

Trotz der Warnung der verbitterten Mutter, die ja im Grunde eine kreuzbrave Frau war, aber die ihr widerfahrene Unbill nicht vergessen konnte und infolge dessen die ganze Männerwelt in Vausch und Bogen vermaledeite, dachte das Mädchen nur an den Augenblick, wo es den Jugendfreund wieder, wenn auch nur flüchtig, sehen durfte.

Das war schon am nächsten Morgen der Fall, gleich nach Sonnenaufgang. Toni begab sich um diese Zeit regelmäßig mit der Sense zu der unteren Bachwiese, um das betaute Gras für die Grünfütterung zu mähen. Dabei führte ihn der Weg an der Schloßmauer entlang, wo Bärbel meist auch um diese Zeit frisches Wasser in den Krug laufen ließ.

Kein Mensch war zu dieser frühen Stunde unterwegs, aber auf den Bäumen und in den Zweigen

zweifelherten Hunderte von Vögeln und sangen ihre kurzen, frohen Lieder.

So geschah es denn auch an diesem Morgen, daß Bärbel ihr Wasser und Toni sein Grünfütter holte, und ein berechneter Zufall führte sie an dem Brunnlein zusammen. Aber die Mutter merkte aus der Sorgsamkeit, mit welcher das Mädchen seine Haare ordnete und das Kopftuch aufsetzte, daß dies nicht dem Brunnlein zu Ehren geschehen könne, und — der Verdacht ist zwar ein Schelm — aber eine Aufregung erfaßte sie, wenn sie daran dachte, es könnte ihre gestrige Predigt in den Wind gesprochen worden sein, die beiden jungen Leute könnten sich bei Sonnenaufgang am Brunnlein treffen und — sich anziehen, den nunmehr als Ausklopfstock verwendeten Ohrenziesel zur Hand nehmen und dem



„Das geht dich alles nichts an! 's hat lauter Lügen und Verleumdungen gewesen!“

Mädchen nachschleichen, war das Werk weniger Minuten.

Nichtig, da hö te sie Stimmen! Die Schwarzbättchen, die Grasmücken und gar die Drossel auf dem nächsten Baume ließen aber die Alte nur halb das Zwiegespräch der jungen Leute über der Ecke am Brunnlein erlauschen. Sie fühlte eine Alt-Altebrachennatur in sich, die Hand mit dem Hiemer zitterte, schon wollte sie wie das lebendige Gericht auf die Liebenden losstürzen, da schwieg die Drossel und sie konnte deutlich hören, was über der Ecke drüben gesprochen wurde.

„Bärbel,“ sagte der Bursche, „mein Vater ist ein-verstanden, daß ich dich als Bäuerin auf den Hof führe, und gelt, du bist es auch? Du weißt, wie gern ich dich hab' und daß mich auf der ganzen Welt nichts mehr glücklich macht, wenn du mir nicht auch gut sein könntest.“

„Ich bin dir ja gut,“ erwiderte erötend und mit niederge schlagenen Augen das Mädchen, „sicher von Herzen gut, aber meine Mutter, die haßt deinen Vater, sie wird unser Glück nicht dulden.“

„Sie muß sich schon geben,“ entgegnete der Bursche. „Ich kenne schon die Ursache ihres Hasses gegen meinen Vater. Er war im Verpruch mit ihr, und der Vater sagt, sie sei so bildschön gewesen wie du. Er sei aus der Eifersucht gar nicht mehr herausgekommen. Und wenn sie auch jetzt oft recht herumrebelliere, so sei sie doch herzensgut.“

Der Lachenden entfiel auf diese Worte hin unwillkürlich der Ohrensiegel. Wie durch Zauber fühlte sie sich zurückversetzt in die Zeit ihrer Jugend, wo sie „bildschön“ und „herzensgut“ gewesen. Und der junge Bursche sprach so weich, so ganz, wie einstens sein Vater mit ihr gesprochen, der ihr so weh gethan, der —

„Aber warum hat denn dein Vater meine Mutter verlassen?“ fragte jetzt Bärbel den Freund.

„Warum? Recht genau weiß ich das nicht,“ entgegnete Toni; „mir halb und halb kann ich mir's zusammenreimen. Die Schönheit hat deine Mutter hochmütig gemacht. Sie war im Schlosse Stubenjungfer und der junge Baron —“

Weiter ließ die Alte den Burschen nicht reden. Sie stürzte mit den Worten vor: „Das geht dich alles nichts an! 's sind lauter Lügen und Verleumdungen gewesen!“

Zur neuen Ueberraschung der Erschrockten reichte sie aber jetzt dem Burschen die Hand, indem sie sagte: „'s hat seinen guten Grund, und das ist der einzige, warum mich dein Vater nicht geheiratet hat, es wäre sonst aus euch beiden niemals ein Brautpaar geworden. Wenn's dir wirklich ernst ist, mein Bärbel glücklich zu machen, von mir aus steht nich's im Wege.“

Mit einem Ausruf der Freude umarmten einander die Liebenden. Die Alte aber lachte unter Thränen und wiederholte für sich das in diesem Falle so bewährte Sprichwort: „'s hat alles seinen Grund.“

Eine Kleinigkeit, die mir am Herzen nagt, läßt mich oft dran denken. Wenn ich einen Heuwagen sehe, bizelt mir das Gewissen und ich werde rot. Gebt mal acht: Ich hatte einmal Heu in einer fremden Scheuer liegen und es dann in die Stadt verkauft. Die Ausfahrt mit dem vollen Wagen aus dem engen Thore auf die nicht sehr breite Straße ist ziemlich schwierig: gerade gegenüber geht es steil in einen Hof hinter, und ein Gartenzaun nebenan hindert auch noch, den rechten Kant zu gewinnen. Es war eine recht aufregende Arbeit und lockte natürlich die Nachbarsleute und eine Kinderchar herbei, müßige, spöttische, boshafte und hilfsbereite Zuschauer. Nun, schließlich gelang es, und eben sagte ich zum Fuhrmann: „Nun in Gottsnamen fahr zu!“, da schrie einer der zuschauenden Buben plötzlich, aufgeregt auf ein Rad deutend: „D' Lunt isch huß! d' Lunt isch huß!“ Ein erschrockener Blick von uns, und richtig war, vermutlich durch das Kenken und Würgen oder sonstwie, die Radlunte herausgegangen. Es bedurfte einiger kleiner Ingenieurkunststücke, um das Rad am geladenen Wagen wieder ganz auf die Achse und hinter die Lunte zu bringen, und mit einem recht aus der Tiefe der Bauernseele kommenden „Gott sei Dank!“ konnte man endlich den Wagen davonwanken sehen, auf und niedernickend wie ein leicht stampfendes Schiff. Ich aber tätschelte dem Büble mit den aufmerksamen Luchsaugen dankbar die Backen, griff in den Beutel — „da, du mußt auch was haben!“ — und gab ihm — zehn Pfennig. Man wird mir nun recht geben, zehn Pfennig sind für einen Blick und einen zehnjährigen Knaben ein recht netter Tagelohn, aber als ich das Geldstück in die kindliche Hand legte, ging doch eine Scham durch mich: ich überschlug den Dienst, den der Knabe mir erwiesen hatte — aber versteht: nur der Bauer, der einmal auf der Landstraße, womöglich noch in den nassen Graben daneben, oder noch ärger, in der Stadt selber, womöglich auf der Kaiserstraße, oder eine enge Passage stundenlang sperrend, einen Heuwagen um eschmissen hat, wird ihn ganz ermesen können. Schon den Wagen zum erstenmal laden, ist eine ganz respectable Arbeit, bis er kunstgerecht und sehenswert geladen ist; aber nun erst zum zweitenmal, unter allerhand schwierigen Umständen, teuflischen Schikanen, zu denen in der Stadt noch die hohe Polizei kommt, — kurz also ich verglich im Geiste rasch den Dienst, den mir der Knabe erwiesen, die Ersparnis an Arbeit, Zeit, Mühe, Ärger, Spott, Schaden, die ich ihm verdante, mit der wahrhaft schädigen Belohnung, die er dafür erhielt. Ich sag' euch, ich schlug seitdem das Auge nieder, wenn ich ihn traf. Nun, jetzt ist er ertrunken, in Gottsnamen; ich begegne ihm nicht mehr; aber ich kann, wie gesagt, keinen Heuwagen mehr sehen, ohne das Bizeln an der Seele zu spüren, und den sonder'aren Schreckensruf zu hören: „Die Lunt' isch huß!“ — und dann an die zehn Pfennige zu denken, durch die ich mich mit dem Unbezahlbaren abgefunden habe.

Wie der Mensch miszt.



Wir beten es nicht als Bitte im Vaterunser, obwohl es ganz gut drin stehen könnte, etwa im Anschluß an das verwandte: „Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“, nämlich etwa: „Miß uns unsern Lohn, wie auch wir ihn messen denen, die ihn um uns verdient haben!“ Wenn es aber drin stände, und wenn uns Gott beim Worte nehmen wollte, so erginge es uns gerade so übel, wie wenn er es uns bei der andern thäte, wenn er uns wirklich unsere Schulden nur so vergeben wollte, wie wir sie unsern Schuldigern vergeben.

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie!“

oder:

Probieren geht über Studieren.

Zwei Ärzte, Dr. Wasserfreund und Dr. Weinhold, waren sonst gute Freunde, nur in einem Punkte herrschte zwischen ihnen entschiedene Gegnerschaft, nämlich in Bezug auf die bekante Alkoholfrage. Dr. Wasserfreund behauptete, daß der Alkohol das gefährlichste aller Gifte wäre und selbst der mächtige Genuß dieses lockenden Giftes auf die Menschen verderblich wirke, und daß seine Schädlichkeit sogar noch in den Kindern und Kindeskindern nachwirke.

Dagegen vertrat Freund Weinhold die Ansicht, daß der Alkohol in jeder Gestalt auf den menschlichen Organismus eine wohlthuernde Wirkung ausübe. Der Wein sei die „Milch des Greises“, Bier „flüssiges Brot“ und selbst der vielverlästerte Branntwein sei in Gestalt von Cognac und Franzbranntwein ein unschätzbare Heilmittel.

Als die beiden Freunde eines Tages über die fatale Frage wieder in Wortwechsel gerieten, sagte Dr. Weinhold: „Weißt du was, Collega? Wetten wir, wer von uns beiden recht hat!“

„Wie willst du denn eine solche Wette zur Entscheidung bringen?“ entgegnete Dr. Wasserfreund.

„Sehr einfach“, meinte Dr. Weinhold, „wir gehen hinaus aufs Land und suchen dort die ältesten Leute auf. Diese fragen wir dann sorgfältig aus, wie sie gelebt haben, und dies soll unsere Wette entscheiden. Waren sie Abstinenzler, dann habe ich die Wette verloren und zahle hundert Mark, die du meinewegen dem Trinkerajyle schenken kannst. Wenn aber die Methusaleme, die wir finden, Trinker sein sollten, dann habe ich gewonnen, und du zahlst zehn Flaschen Champagner, die wir in fröhlicher Gesellschaft leeren wollen.“

„Topp!“ rief Dr. Wasserfreund, „die Wette ist angenommen, und ich bin überzeugt, daß ich sie gewinnen werde.“

Am nächsten Tage machten sich die beiden Ärzte auf den Weg, um ihre Forschungen zu beginnen. Als sie nach mehrstündigem Wandern in ein kleines Dorf kamen, sahen sie einen uralten Mann, der auf einer Bank vor seiner armjeligen Hütte saß und sein Pfeifchen rauchte.

Auf diesen traten sie zu, und Dr. Weinhold redete ihn mit den Worten an: „Gott zum Gruß! Ihr mögt wohl schon recht alt sein?“

Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren und erwiderte: „Mögen that i's just net; aber sein thua i's halt do' scho!“

„Ihr seid gewiß schon vierundsiebzig oder fünfundsiebzig Jahre alt?“

„Höcher!“ antwortete der Greis.

„Oder gar achtzig?“

„No' höher,“ versetzte der Bauer, „heunt is mein Geburtstag, heunt wir' i g'rad einundachtzig Jahr alt.“

Nun begann auch Dr. Wasserfreund sein Examen: „Ihr trinkt wohl gern ein Gläschen Wein?“

„I han mei' Lebtag toan Tropse Wein trunta.“

„Aber doch Bier?“

„Dös a net.“

„Nun, so trinkt Ihr wohl ab und zu ein Gläschen Schnaps?“

„Dös scho' gar net.“

„Nun, was pflegt Ihr dann zu trinken, wenn Ihr Durst habt?“

„I han in mein ganzen Leben nir wia Mälli und Woassa trunta,“ antwortete der Alte treuherzig.

Dr. Wasserfreund warf seinem Kollegen einen triumphierenden Blick zu.



„Da drin liegt der alte Suff und hat heunt wieder sein' Gelskrauch.“

Doch dieser gab seine Sache noch nicht verloren. Er richtete an den Bauern noch verschiedene Fragen.

Endlich fragte er ihn: „Und wie haben denn Euer Eltern gelebt? Hat Euer Vater auch nur Mälli und Wasser getrunken?“

Da erhob sich der Alte, der die viele Ausfragerei satt hatte, und sagte: „Mei Voda? — Na, wann's den kenna lerna wollt's, so schaut's in d' Hätten ein! Da drin liegt der alte Suff und hat heunt wieder sein' Gelskrauch — heunt wie alli Tag!“

Nun hätte Dr. Weinhold seinem Kollegen einen noch triumphierenderen Blick zuwerfen können. Allein er that dies nicht, sondern sagte bloß: „Wollen wir noch weiter forschen?“

„Ich habe genug,“ brummte Dr. Wasserfreund, — „komm heute abend zum Kronenwirt, — ich zahle den Champagner!“



**Nicht
gespielt
und — doch
gewonnen!**

*Erzählung
von
E. L. Feyer.*

Frau Martha stand in der kleinen rufigen Küche und wusch das hübsche Geschirr auf, das beim einfachen Mittagbrot gebient hatte. Mit dem trüben Spülwasser mischten sich ihre Thränen, die reichlich von ihren Wangen rollten, und immer wieder griff die feuchte Hand nach dem Schürzenzipfel, um die überströmenden Augen zu trocknen. Aber die heftigende Flut ließ sich nicht aufhalten, und es that so wohl, ach, so wohl, sich einmal gründlich ausweinen zu dürfen. Wenn die alte Mutter da war, da schalt sie gleich, wenn nur ein Thränenchen sich von den Wimpern löste, und das Herz der jungen Frau wurde durch das gewaltjame Zusammennehmen nicht leichter. Grund genug gab's wahrlich zum Weinen, denn das Schicksal hatte in ihr junges Leben weit mehr Dornen geäset als holde Blumen, und ihr Gemüt war wund und zerrissen von den grausamen Stacheln. Nur ein Jahr, da war es schön gewesen! Das Jahr, das sie an der Seite ihres braven Mannes, eines tüchtigen Zimmermanns, froh und glücklich verlebte hatte. Ein jäher Sturz von einem Hausgerüst hatte unbarmherzig allem Glück ein Ende gemacht, ehe noch das Hänschen, das da jetzt im Nebenkammerchen schlief, das Licht der Welt erblickt hatte.

Ah, dieses Kind! Es war ihr einzig Glück, und doch auch eine Quelle ewiger, zehrender Sorge. Das Bübchen war so zart, so zerbrechlich und auf einem Beinchen lahm, so daß es trotz seiner drei Jahre noch keinen Schritt machen konnte. Es saß tagaus, tagein in einem Sesselfchen, und je lebhafter sich des Kindes Geist entwickelte, desto mehr erwachte auch der Drang nach Beschäftigung und Unterhaltung in ihm. Frau Martha konnte nur stundenweise bei dem Kleinen sein, sie mußte ja des Lebens Unterhalt verdienen und war heute da und morgen dort im Tagelohn beschäftigt. Kam sie dann heim, voll Sehnsucht ihr Bübchen zu umarmen, zu herzen, da wurde sie von der alten, etwas kindischen Mutter mit bitteren Klagen empfangen, wie verwöhnt und anspruchsvoll

das Kind sei, wie es immer was anderes wolle, es wäre rein nicht mehr zum Aushalten! Was half ihr nun die Freude und Zärtlichkeit ihres Hänschens, so recht froh konnte sie der Stunden des Beisammenseins mit ihrem Liebling doch nicht werden!

Immer wieder sprach der Doktor von einer Heilanstalt, dort nur könnte der Kleine den Gebrauch des Füßchens erlangen und vollständig genesen. Du lieber Gott! Wie sollte die arme Martha die Kosten dazu aufbringen! Und wenn sie arbeitete Tag und Nacht, das war unmöglich! Fremde Menschen um Hilfe anzugehen, dazu hatte sich ihr Stolz noch nicht verstanden, so oft sie sich auch sagte: Beuge dich, beuge dich! Nein, nicht einmal eine Klage kam über ihre Lippen, wenn ihre Arbeitgeber sie nach ihren häuslichen Verhältnissen fragten, und doch trat die Notwendigkeit, das kranke Kind richtiger Pflege anzuvertrauen, täglich mehr in den Vordergrund. Was sollte sie thun? Wem ihr schwer bedrängtes Herz ausschütten? Da war die Frau Bankier Steinacker, eine herzengute Frau, die dem Hänschen schon manches Kleidungsstück, manches Spielzeug geschenkt, sollte sie am Ende doch einmal dort . . . ?

Ein schwerer Tritt auf der Treppe, ein Nützen und Pusten, ein Husten und Schnaufen — die Mutter! Wichtig, sie war's, da stand sie schon unter der Thür, an einem Arm den Henkelkorb, unter dem andern ein kleines Tannenbäumchen; im rundlichen, von der Winterkälte geröteten Antlitz eitel Vergnüglichkeit. Doch diese schwand, sobald sie der verwinten Augen ihrer Tochter ansichtig wurde. Ärgerlich setzte sie den schweren Korb auf den Tisch, löste das wollene Tuch vom Kopfe und sagte, die arme Martha scharf fixierend: „Na, wieder einmal geweint? Natürlich, kaum drehe ich den Rücken, dann weißt du nichts Besseres zu thun, als zu heulen! Bist ein einfältiges Ding, Martha! Wie oft schon habe ich dir's gesagt: nur Geduld, das Los muß doch einmal gewinnen, und dann kehrt das Glück bei uns ein! Das ist aber immer in den Wind gesprochen, du hörst nicht darauf.“

Marthas Thränen waren versiegt, der schmerzliche Zug in ihrem hübschen Gesicht war einem andern Ausdruck, halb Mitleid, halb Spott gewichen. Das Lotterielos, das Steckensperd der Mutter! Wie oft war sie schon damit auf bessere Zeiten vertröstet worden! Schweigend hörte sie auch heute der Mutter heitere Zukunftsmärchen an und machte sich daran, den Stoß sorgfältig gebügelter Wäsche in einen bereit stehenden Korb zu ordnen.

„Du willst fort?“ unterbrach sie die alte Frau, die sich inzwischen über den Kaffeetopf hergemacht hatte. „Da sieh dir doch zuerst an, was ich dem Hänschen eingekauft habe.“

Damit fing die Alte an, den Henkelkorb auszu packen, und förderte Spielzeug und Kleidungsstücke, Naschwerk und Christbaumschmuck, kurz, eine ganze Bescherung zu Tage.

„Aber Mutter, um's Himmels willen, das soll doch nicht alles für den Hans sein? Mit dem Gelde,

das ich dir gab, sollte ja der Schuster, der schon ein paar mal gemahnt hat, bezahlt werden. Und nun kaufst du so unnützes Zeug ein!"

In Marthas Augen sammelten sich von neuem die zurückgedrängten Thränen, und sie schob ärgerlich die Herrlichkeiten beiseite.

"Unnützig? Soll denn das Kind keine Weihnachten haben? Bist doch sonst so närrisch mit ihm, und nun ist gleich alles zu viel. Der Schuster, bah, der kann warten! Wenn mein Los gewinnt, zahle ich ihm die Zinsen obendrein, jawohl! Gestern war Ziehung, ach Gott, ich habe ja ganz vergessen, auf die Bank zu gehen und zu fragen. Nein, wie man so vergeßlich sein kann! Jetzt mußt du schon hingehen, Martha, du gehst ja mit deiner Wäsche so wie so am Hause vorbei."

Martha hatte sich inzwischen zum Gehen fertig gemacht und mit keinem Worte den Redeschwall der eifrigen Alten unterbrochen. Jetzt warf sie noch einen letzten Blick nach dem schlummernden Kinde und griff nach ihrem Korbe.

"Also vergiß es nicht," rief ihr die Mutter nach.

"Ach, lasse doch, Mutter. Man macht sich ja nur lächelnd . . ."

"Aber wenn ich diesmal nun doch gewonnen hätte! Denk nur, welch ein Glück! Da könnte der Hans in die Heilanstalt, und du . . ."

"Schon gut, schon gut, Mutter. Ich will ja hingehen."

Eilends machte sich Martha los, kehrte aber auf halbem Wege wieder um, da ihr einfiel, daß sie ja die Losnummer nicht einmal wußte.

"Ist auch gar nicht nötig," war die Antwort, "die Herren auf dem Bureau wissen sie schon."

Es war ein häßlicher, naßkalter Dezemberabend. Aus dem nachtschwarzen Himmel rieselte ein unbestimmtes Etwas herab, halb Schnee, halb Regen, und die in dieser Stadtgegend spärlich aufgestellten Laternen vermochten kaum den dichten Nebel zu durchdringen. Martha schritt trotzdem rüstig voran, denn, wollte sie das Bankhaus noch vor Geschäfts-schluß erreichen, so hieß es eilen. Etwas atemlos und mit roten Wangen betrat sie das hell erleuchtete Kontor und war froh, doch nicht die allerletzte zu sein. Sie stellte den Korb beiseite und näherte sich bescheiden einem der Schalter. Ein junger, modisch gekleideter Herr mit lähn empor gewichstem Schnurbärtchen, tadellos geschitelt m Haar und einem goldenen Zwicker auf der Nase, rutschte gewandt von seinem Schreibbock und fragte angelegentlich nach Marthas Begehre.

Es mußte wohl etwas in seiner Anrede oder seinen festen Blicken liegen, was die junge Frau in Verwirrung setzte. Sie suchte nach Worten und brachte endlich etwas zusammenhanglos ihr Anliegen vor.

"Ach so Frau Müllers Lotterielos!" rief der junge Angestellte in höchst belustigtem Tone, und wie auf ein Kommando brach ein schallendes Gelächter von allen Seiten los.

Martha geriet in tödliche Verlegenheit, heiße Blut bedeckte ihre Wangen, und in dem Verlangen, sich Luft zu machen, schob sie das häßliche alte Wollentuch aus der flammenden Stirn. "Mein Gott, was hab' ich denn Dummes gesagt?" stammelte sie, vom Schalter unwillkürlich zurückweichend. Sie hatte keine Ahnung, wie reizend sie aussah mit dem glühenden Gesichtchen, von üppigen blonden Zöpfen umrahmt, die langen Wimpern gesenkt, um den lieblichen Mund ein leises Zucken wie verhaltenes Weinen. Der kleine, freche Commis betrachtete hingenommen mit unverkennbarem Vergnügen das entzückende Bild, das der Schalter einrahmte, und weidete sich an



"Ach so, Frau Müllers Lotterielos!" rief der junge Angestellte in höchst belustigtem Tone.

der Verlegenheit des jungen Weibes. Dem Hausburschen, der eben mit der Reinigung der hinteren Geschäftsräume beschäftigt und Zeuge der Scene war, schoß das Blut ins Gesicht, und die Hand zuckte bedenklich mit dem Besen nach den Lackstiefeln des feinen Herrn.

"Verzeihen Sie, mein schönes Kind! Aber wie soll man da nicht lachen? Kommt da Ihre Frau Mama doch fast jeden Monat hergelaufen und will ihren großen Gewinn einheimfen und hat doch — ha, ha, ha . . .!"

Der Zorn über diese spöttischen Worte gab Martha die verlorene Fassung wieder, sie richtete die großen, blauen Augen voll Entrüstung auf das feste Herrchen und rief: "Da ist doch nichts zu lachen, das

werden andere Leute auch thun. Fragen ist doch keine Schand'."

"Ja, ja, mein zürnender Engel! Aber andere haben ein Los, das gewinnen könnte! Ihre Mutter hat aber gar kein Los, das ist der Unterschied. Ha, ha, ha! Und nun sorgen Sie, daß man Sie hier nicht einschließt, kleine Hese!"

Damit rasselte das Drahtgitter Martha dicht vor der Nase herunter, ehe sie sich von ihrer Erstarrung erholt hatte. Mechanisch zog sie das herabgeglittene Tuch wieder über den Kopf, nahm mit bebenden Händen den Waschkorb an den Arm und schlich wie ein geprügelter Hund armselig zur Thüre hinaus. Draußen aber setzte sie sich auf den Treppenabsatz, denn die Füße wollten sie nicht mehr tragen, und schlug aufschluchzend beide Hände vor das Gesicht.

"Die Mutter hat gar kein Los," wiederholte sie immer wieder leise vor sich hin. Alles nur Phantasiegebild, Seifenblase! Und die alte thörichte Frau glaubte daran wie an das Evangelium! Sollte sie ihr den goldenen Traum zerstören? Ihr die Hoffnung rauben, die ihr Alter sorgenlos gestaltete? Und doch, wie ließ sich dies vermeiden? Unmöglich konnte sie es jener leiden, daß sich die Mutter dem Geipötte dieser Herren preisgab. Es half alles nichts, erfahren mußte sie's! Ah, wie sollte Martha es nur anfangen, ihr die Täuschung auszureden, die der alten Frau zum Lebensbedürfnis geworden war?

Koplos saß sie da, den schmerzenden, zerquälten Kopf in die Hand gestützt.

Das Knarren einer Thür, Stimmengewirr ließ sie aufspringen, sie flüchtete hinter einen breiten Steinpfeiler und konnte so unbemerkt sehen, wie die Schar junger Angestellter, voran der feine Stuker, schwabend und lachend die Treppe hinunter eilten, und gerade noch hören, wie einer der Herren rief: "Nein, Schmitt, das war nicht recht von dir! Hättest du nur den traurigen Zug schmerzlicher Enttäuschung in ihrem Gesicht gesehen! Weiß Gott, was für Hoffnungen auf dieses Los gesetzt waren! Und morgen ist Weihnachtabend."

Das übrige verhalte im großen Treppenhaus. Martha raffte sich auf, um nun auch ihres Weges zu gehen. Ein nahender Schritt, der grelle Schein eines Laternechens hemmte sie für einen Augenblick, der Hausbursche war's, der kam die Kontorthüre zu verriegeln.

"Ja, Sie sind noch hier, Fräulein?" fragte er etwas betreten.

"Ah Gott, ja, ja, ich gehe schon," stotterte die junge Frau, trockenste hastig die Augen und griff nach ihrem Korb.

"Nun, nun, so böß war's nicht gemeint," beschwichtigte der Mann, "wenn Sie sich gern noch ein wenig ausruhen wollen, thun Sie's nur."

Statt aller Antwort machte sich Martha daran, den Korb auf den Kopf zu heben, sah sich aber zu ihrer nicht geringen Überraschung daran gehindert, indem der gefällige Bursche sich damit belud und freundlich zu ihr sagte: "Warten Sie, ich trage Ihnen

das Ding geschwind hinunter, die alte Treppe ist ausgetreten und obendrein dunkel." Bewundert folgte Martha und wollte ihm, im Thorweg angelangt, mit einem verlegen vorgebrachten Dank die Last wieder abnehmen. Aber mit nichts. Er setzte den Korb nur für einen Augenblick ab, um die hintere Thür zu schließen, und trat dann wieder zu Martha mit der Frage: "Wohin haben Sie denn die Wäsche zu tragen?"

"O, nicht weit, nur bis zur nächsten Straßenecke."

"So? Na, so weit kann ich schon mit, ich bin ja gleich wieder da, und 's ist Glatteis draus, da könnten Sie leicht ausrutschen. Nein, nein, lassen Sie mich nur machen. Aber schön bügeln können Sie, Fräulein, ist ein wahrer Staat," fügte er bewundernd hinzu, indem er das in Unordnung geratene Tuch wieder über die Wäsche breitete.

Martha errödete tief bei diesem Kompliment. "Ach Gott, meine Arbeit, die ist, glaube ich, schon recht. Wenn's nur mehr abtragen wollte! Aber seit mir der Mann gestorben, und ich das kranke Kind hab' und die alte Mutter daheim, — es will nicht vorwärts gehen! Und der Hänjel, er sollte doch so notwendig in die Heilanstalt." Erneute Thränen erstickten ihre Stimme.

"Na ja, da kann ich mir's denken, wie Sie's getroffen hat mit dem Los. Da hatten Sie wohl Ihre Hoffnung darauf gesetzt?"

"Nein, nein, ich nicht! Aber die Mutter! 's ist schrecklich. Wie kommt sie nur drauf, auf einen Gewinn zu hoffen, wo sie gar kein Los hat! Läuft immer wieder her und läßt sich von den Herren da oben auslachen und verspotten." Martha schluchzte verzweifelt.

"Na, na, Fräulein," tröstete der Bursche teilnahmsvoll, "mit der alten Frau werden sie es nicht so toll getrieben haben. Sie wird halt sein wie andere alte Leute auch! Hab' auch so einen siebzigjährigen Vetter daheim, der wär' auch imstand, ein Eisenbahnbillet für ein Lotterielos zu halten! 's ist mal so der Lauf der Welt. Auch die klügsten Leute werden schwach im Alter! Sagen Sie ihr nichts davon, lassen Sie ihr doch ihren Glauben und ihre Freud' an ihrem Los! Was hat denn sonst so ein alter Mensch noch für Freude am Leben? Und lassen Sie nur den Kopf nicht hängen! Wer so gesund und so kräftig und so . . . so schöne Arbeit leisten kann . . . na, dem . . . um den . . . mit dem zu arbeiten müßt's ja eine Lust sein!"

Obwohl der Schluß dieser philosophischen Rede Martha nicht vollständig klar war, fühlte sie doch bei den herzlichsten Worten ihres Begleiters, bei seinem zuversichtlichen Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit ihren gesunkenen Mut sich wieder heben. Ihre Thränen versiegten, und da sie gerade am Hause ihres Kunden angekommen waren, reichte sie dem treuherzigen Burschen die Hand und dankte ihm herzlich nicht nur für seine Hilfe, sondern mehr noch für seine gutgemeinten aufrichtenden Trostesworte.

Als sie nach Hause kam, fand sie die Mutter und

das Kind bereits schlafend. Und das war gut. So konnten sich die noch immer hochgehenden Wogen der überstandenen Aufregung vollends glätten. Ein ruhiger, fester Schlaf that das Seinige, und so war Martha imstande, dem erwachenden Tage mit all seiner Last und Arbeit, mit seinen kleinlichen Quälereien und Argernissen frischen Mutes entgegenzugehen, und als das Hänschen noch halb schlaitrunken die kleinen Arme um ihren Hals schlang und fragte: „Mutterle, kommt das Christkind auch bestimmt, ganz, ganz bestimmt zu mir?“, da kam etwas wie Weihnachtstimmung über sie, und sie herzte ihr Büßchen und freute sich seiner kindlichen Erwartung. Ja, sie vermochte sogar der Mutter Frage nach dem Los ruhig zu begegnen, indem sie ihr erzählte, daß die Nummer noch gar nicht in die Ziehung gekommen wäre, eine Aufklärung, die die alte Frau durchaus nicht aus der Fassung brachte.

„Diesmal also nicht? He nun, dann ein andermal! Gewinnen muß es ja einmal,“ war ihre zuversichtliche Antwort. Diesem unerschütterlichen Glauben gegenüber mußte Martha einsehen, daß die unumwundene Mitteilung der Wahrheit die alte Frau niemals überzeugt hätte. Sie streckte die Waffen, aber sie brachte es wenigstens über sich, über die kindliche Einfalt der Mutter zu lächeln, und kein Wort von ihrem gestrigen Erlebnis im Banthause kam über ihre Lippen.

Auch hielt ihre gehobene Stimmung während der Arbeit an, und wollte sie auch beim Anblick der Pracht des Hauses, in dem sie heute zu helfen hatte, manchmal ein bitteres Gefühl ankommen, so brauchte sie nur an die ermutigenden Worte des wackern Burschen zu denken, um ihr Gleichgewicht wieder zu finden. Er hatte gewiß recht. Sie war ja jung und gesund und arbeitskräftig, da mußte es doch endlich besser kommen! Daran wollte sie glauben und festhalten; das war ein besserer Glaube, als der Mutter Hoffnung auf ein fabelhaftes Los.

Früher als sonst wurde Martha heute aus ihrer Arbeit entlassen. Vergnügt, etwas zeitiger zu Hause sein zu können, machte sie sich eilends auf den Heimweg, wobei sie krampfhaft vermied, einen Blick in die hellerleuchteten Schaufenster zu thun, um zu keiner Ausgabe verleitet zu werden. Die Mutter hatte in ihrem unseligen Wahne die kleine Kasse bereits fast ganz geleert. Ein blankes Zweimarkstück blieb denn auch unberührt in ihrer Tasche, und glücklich, der Versuchung widerstanden zu haben, betrat die junge Frau mit lebhaft geröteten Wangen und glänzenden Augen ihre ärmliche Wohnung. Aber das ruhige Kücheltchen war kaum zu erkennen: auf dem weiß geschuerten Tische stand das geschmückte Tannenbäumchen und spreizte die zielichen Äste duftspendend nach allen Seiten; die wenigen Kupfergeschirre blizten blank von der Wand, und aus dem kleinen Herd zog ein lieblicher Bratengeruch. Das machte Martha wieder stutzen. „Aber Mutter, welche Üppigkeit!“ begann sie leise tadelnd.

„Sei nur still, Kind,“ beschwichtigte die Alte,

„hab' ich nicht gekauft; Frau Steinacker hat's geschickt, und sieh nur, dort die Flasche Wein und den Keller voll Backwerk! Wie wird's dem Hänschen schmecken!“

Martha hörte kaum noch die letzten Worte, denn drinnen im Stübchen krähte der kleine Mann und schrie ungeduldig nach der Mutter. Er wußte ja, mit ihr kam auch das liebe Christkind, und eine große Geduldsprobe war's für das lahme Kerlchen gewesen, so lange still im Sessel zu sitzen und auf den heiligen Abend zu warten.



„Beiß her, Martha, zeig her,“ schrie die alte Frau, vor Aufregung zitternd.

Ja, nun war er aber da, wirklich da! Und auf dem Arme der lieben Mutter jauchzte das Kind entzückt dem lichterglänzenden Bäumchen entgegen und wußte gar nicht, was es zuerst bewundern sollte, das erschente Pferdchen oder das schöne Bilderbuch, die weichen Schühchen oder die wollene Mütze mit der bunten Troddel dran. Mutter und Großmutter nahmen so regen Anteil an des Jungen Glückseligkeit, daß sie das leise Klopfen an der Thür vollständig überhörten, und aufs höchste erstaunt blickte Martha auf, als sie auf der Schwelle ihren wackern Begleiter von gestern abend stehen sah. Ein bißchen anders sah er freilich schon aus, die blaue Schürze und der Werktagsittel hatten der schmucken Dienervivore mit den Silberknöpfen weichen müssen; aber an den treuherzigen braunen Augen und dem gutmütigen Ausdruck im Gesicht hätte Martha ihn unter hundert andern erkannt.

„Verzeihen Sie,“ begann er bescheiden, „wenn ich

da so mir nichts, dir nichts hereindringe, ich habe zweimal geklopft; aber Sie haben's wohl nicht gehört, und da habe ich's halt gewagt." Martha wußte nicht recht, was antworten, sie war in sichtliche Verwirrung geraten ob der wohlgefälligen Blicke, die der junge Mann unverhohlen auf sie richtete.

Die alte Mutter hingegen betrachtete den Ankommling mit Neugierde und fragte angelegentlich nach seinem Begehren.

"Ich soll hier diesen Brief an Frau Martha Hartmann abgeben. Die Herren vom Kontor lassen Sie grüßen," er wandte sich jetzt direkt an die junge Frau, "und es thäte ihnen sehr leid, Sie gestern so entlassen zu haben. Es wäre ein bedauerlicher Irrtum vorgefallen, das Los habe ja doch gewonnen, zwar nur den kleinsten Gewinn von . . ."

"Zeig her, Martha, zeig her," schrie die alte Frau, vor Aufregung zitternd. "Siehst du wohl, was habe ich immer gejagt? Man muß nur dem Glück die Thür offen halten! Wieviel ist es, Kind, wie viel ist es?"

Sie ließ der Tochter kaum Zeit, den Brief zu öffnen, und mit bebenden Händen griff sie nach dem Fünzigmarkschein, den Martha dem Couvert entnahm. Diese selbst war totenblaß geworden und starrte den Überbringer verständnislos an. "Das Geld gehört nicht uns," flüsterte sie erregt, während die Mutter ins Nebenzimmer stürzte, um das Geld zu verschließen und einen Stuhl für den willkommenen Boten zu holen.

"Doch, doch, behalten Sie es getrost, Frau Martha! Sie dürfen es mit gutem Gewissen. Die Herren hatten gestern ihre Weihnachtsfeier. 's ging lustig zu, und da kamen sie auf den guten Gedanken, Sie für die schönste Behandlung durch eine Weihnachtsfreunde zu entschädigen. Na, und da legten sie zusammen! Ach Gott, Frau Martha, was da auf jeden einzelnen gekommen ist, ist ja nicht der Rede wert, denn der Herr war ja auch dabei. Und wenn sie's nicht für Sie gegeben hätten, wer hätt's denn sonst getrieget? Doch nur der Wirt; den Rabenjammer aber den nächsten Morgen die jungen Herren! Ausgegeben wär' das Geld doch worden, glauben Sie's nur, Frau Hartmann, und da ist's bei Ihnen wahrlich besser angebracht, und eine kleine Genugthuung haben Sie, weiß Gott, verdient für das dumme Gelach und Gespott! Behalten Sie's nur, sonst könnten Sie die Mutter ja gar nimmer beruhigen. So hat sie endlich Ruh', und Sie auch. Legen Sie's für das Bübchen zurück, sieht ja so munter aus, als fehl' ihm gar nichts. Komm 'mal her, drückst ja deiner Mutter den Arm ab."

Hänschen ließ sich nicht lange zureden; die Silberknöpfe in der Nähe zu beschauen, war schon lange sein Wunsch. Martha errödete, als sie ihr Kind auf dem Arm des stattlichen Mannes sah, und in der Verlegenheit fing sie wieder an: "Ach nein, das geht doch nicht, solch ein großes Geschenk, ich kann wirklich nicht . . ."

"E—st, E—st, die Mutter kommt," warnte der

Bursche, setzte den Jungen behutsam in sein Sesselchen und wollte Abschied nehmen.

Der kleine Kerl aber war's nicht zufrieden und fing ein mörderliches Geschrei an. Auch Frau Müller wollte von Fortgehen nichts wissen. "Daraus wird nichts, Herr . . ."

"Anton ist mein Name."

"Herr Anton, solch einen Glücksboten läßt man nicht unbedankt aus dem Haus," sagte sie froh-gelaunt. "Da setzen Sie sich her und essen ein Stück Braten mit uns, d. h. wenn Sie nicht am Ende was Besseres vorhaben?"

"Was Besseres? Ach nein, das wüßte ich mir wahrlich nicht." Ein schüchtern Blick traf wieder Martha, die in stiller Geschäftigkeit den einfachen Tisch zu ordnen begann und damit ihre Zustimmung zum Dableiben kundgab.

"Darf ich? Frau Martha," fragte er trotzdem, und der freundlich auffordernde Blick aus ihren schönen Augen machte ihn ganz selig. Der kleine Junge saß wieder vergnügt schwabend auf seinem Schoß, während die alte Frau ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Braten, ihrer Glückseligkeit und



dem Gaste teilte.

"Haben Sie denn niemanden hier, wo Sie Weihnacht feiern könnten, Herr Anton?" fragte sie angelegentlich.

"Darf ich wiederkommen, Frau Martha?" fragte er eindringlich.

"Ich bin noch nicht so lang hier und werde voraussichtlich auch nicht mehr lange bleiben." — Martha fuhr nicht gerade angenehm überrascht mit dem gesenkten Köpfchen in die Höhe — "ein alter Onkel von mir ist kürzlich gestorben und hat mir seinen Kramladen vermacht; es ist kein übles Geschäft, denn unser Dorf ist fast ein Städtchen zu nennen; aber ich hab's verpachtet."

"Ja ja, warum denn das?"

„Ja, sehen Sie, Frau Müller, so ohne Frau läßt sich so was nicht recht besorgen, es ist nur eine halbe Sach! Und eine jede paßt eben auch nicht dazu. Auf Müdigkeit brauch' ich ja nicht gerad' zu sehen, aber tüchtig müßt' sie sein, fleißig und sparsam, dann wär's schon eine Freud', mitammen zu arbeiten.“

An Frau Müller schien wohl die ganze Erklärung gerichtet, aber die Augen des lebhaft Sprechenden folgten beständig Martha, und dieser schien auf einmal der Schluß seiner gestrigen Rede verständlich. Ihr Herz begann stürmisch zu pochen, und trotzdem sie so selten den Genuß einer so reichen Abendmahlzeit hatte, brachte sie kaum etwas hinunter.

Längst schon waren die Kerzchen am Christbaum verloschen, das Hänschen schlief, den geliebten Schimmel im Arm, drinnen in der Schlafstube, aber noch immer saßen die drei beisammen um den festlich geschmückten Tisch vereint. Antons freimütige Art, von seinem Leben, seiner Heimat und seiner Familie zu erzählen, hatte auch Martha Mund und Herz geöffnet, und sie berichtete ebenso aufrichtig von ihrem kurzen Eheglück, von ihren Sorgen und spärlichen Freuden.

Über diesen Gesprächen war das Feuerchen im Ofen verglommen und die Mutter sanft im Sessel eingeknickt. Da fand auch der brave Bursche, daß es Zeit war zu gehen. Leise erhob er sich, um die alte Frau nicht zu wecken, blieb aber an der Thür noch einmal stehen. „Darf ich wieder kommen, Frau Martha?“ fragte er eindringlich. Da sah ihm die junge Frau mit herzlichem Blick in die Augen, legte vertrauensvoll die Hand in die seine und sagte: „Ja, das dürfen Sie, Herr Anton.“

Beim Schließen der Thür wachte die Mutter doch auf. „Sag, Martha, hab' ich's nur geträumt, oder ist's wirklich, wirklich wahr? Hab' ich das große Los gewonnen? Nein, welch ein Glück! Also wirklich wahr? Nun darfst du gar nicht mehr weinen, Kind, nun sind wir reich!“

„Ja, Mutter, ja. Jetzt bin ich reich!“ sprach die junge Frau traumverloren. War's nicht ein Wunder wie aus Märchenland? Das Los der Mutter, das niemals existiert, das hatte ihr ein Glück beschert, ein so reiches Glück, daß es ihr verzagtes Herz noch kaum zu fassen vermochte.

Mit gefalteten Händen saß sie noch lange an ihres schlummernden Lieblings Bettchen und lauschte in glücklichen Zukunftsträumen den fernen Weihnachtsglocken.

Sie kennt ihn.

Herr Bierhuber hat eine Reise in die Alpen gemacht, kommt heim und erzählt seiner Frau, was er alles erlebt. Auch abgestürzt ist er natürlich ein wenig, und wie dies zuzug, schildert er seiner Ehehälfte in starken Farben: „Also, ich rutsche aus, überschlage mich und kugle direkt am Wirtshaus vorbei auf den Abgrund zu. . .“ „Hör, Alter,“ so unterbrach ihn da die Gattin, die doch ihren Bierhuber kennt, „das glaub' ich dir nicht! An dem Wirtshaus bist du nicht hängen geblieben?! . . .“

Ein schöner Lohn.

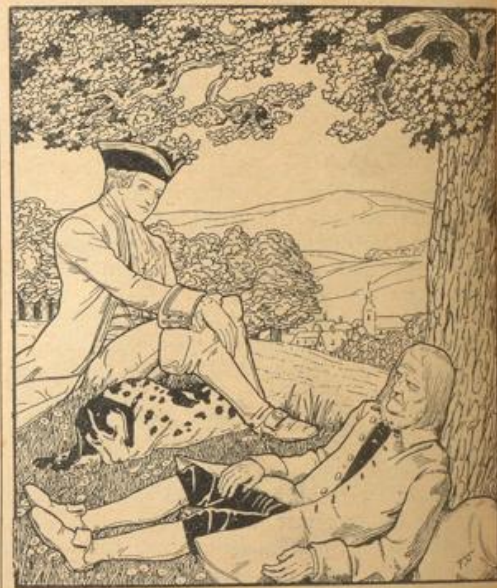
Episode aus dem Leben Kaiser Josephs II.

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, denn das allein unterscheidet ihn von allen Tieren, die wir kennen.
Goethe

I.

Es war ein heißer Tag. Glühend brannte die Sonne vom wolkenlosen Firmament, traurig senten die Blumen ihre Häupter. Das Feld war leer. Niemand zeigte sich, als ein alter Mann, der an einem Krückstock sich mühsam der Straße entlang nach dem noch ziemlich weit entfernten Dörfchen schleppte. Auf dem Rücken trug der Alte einen schweren Sack, der den ohnehin schon gekrümmten Rücken fast zu Boden drückte.

Der Weg führte den Wanderer an einer Waldspitze vorbei. Ermattet ließ er sich im Schatten einer Eiche nieder, warf den Sack auf die Seite und



Lange mochte er so geschlummert haben, als ihn plötzlich etwas Kaltes, das seine herabhängende Hand berührte, weckte.

trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Um ihn wuchs weiches Moos. Müde lehnte er sich an den Stamm des Baumes, schaute eine Zeitlang mit Seufzen hinaus in die glühende Luft, dann schlossen sich die Augenlider und er schlummerte sanft.

Lange mochte er so geschlummert haben, als ihn plötzlich etwas Kaltes, das seine herabhängende Hand berührte, weckte. Erschreckt fuhr er auf und gewahrte einen jungen, schlanken Mann, der ihm gegenüber sich niedergesetzt hatte und ihn aufmerksam betrachtete. Ein großer, prächtiger Jagdhund, der zwischen den beiden sich gelagert, hatte augenscheinlich nach der Gewohnheit dieser Tiere den Alten beschneüfelt und so seinen Schlummer gestört.

Der junge Fremde erhob sich indessen sogleich, haß dem Alten, nachdem er sein „Grüß Gott“

freundlich erwidert hatte, vom Boden auf und ergriff das neben ihm liegende Bündel.

„Wohin geht Ihr Weg, Väterchen?“ fragte er hierauf mit sanfter, melodischer Stimme den Alten.

„Ins Dorf,“ erwiderte der Überraschte, indem er mit der Hand nach dem Kirchthurm wies.

„Ei, das trifft sich ja herrlich,“ rief munter der Fremde, „da gehen wir zusammen. Ich habe mich auf der Jagd verirrt und ging schon zwei Stunden im Walde herum, bis ich endlich Euch daliegen sah. Da dachte ich, Ihr könntet mir vielleicht den Weg zu Menschen zeigen.“

„Sehr gern, junger Herr, sehr gern,“ sagte freundlich der Alte, „doch gebt mir zuerst mein Bündel wieder, es ziemt sich nicht für einen so vornehmen Herrn, Säcke zu tragen wie ein Handwerker.“

„Seid still, Väterchen, seid still, ich bin jung und kräftig und kann wohl die Last da schleppen. Ihr seid alt und schwach, Euch gehört Ruhe und Schonung.“

„Ja Ruhe und Schonung!“ nickte der Alte, „Ihr habt gut reden, aber unverein! Unsere Kaiserin Maria Theresia hat zwar für alle Welt Gnadengehalte, aber für alte Schulmeister nicht. Seht, junger Herr, ich bin jetzt siebzig Jahr' alt, und heut in einer Woch' sind's fünfzig Jahr', daß ich in der Gemeind' Lehrer bin. Der Gehalt ist spärlich. Ja, früher, wie mein Weib noch gelebt hat, meine gute Annemarie, da ist's noch besser gegangen. Die hat 's Feld gebaut und hat geschafft wie eine Biene. Doch jetzt ist sie tot. Die Acker hab' ich verkaufen müssen, weil ich sie nicht allein hab' wirtschaften können. So muß ich halt jetzt Votendienst thun, dann langt mir der Verdienst schon.“

Der Fremde schaute mit innigem Mitleid auf das milde, von langem, weißem Haar und Bart umrahmte Gesicht. Eine Thräne glänzte in seinen großen, blauen, strahlenden Augen.

„Warum wendet Ihr Euch denn nicht um Hilfe nach Wien an den Mitregenten der Kaiserin, den Kaiser Joseph? Man sagt, er sei ein guter Herr und helfe gern den Armen und Bedrückten.“

„Der Kaiser Joseph?“ sagte der Alte gekehrt, „der ist mir der richtige! Der ist ja gezig wie ein alter Jud'! Das ist so ein Umstürzler, der dem Volk den Glauben aus dem Herzen reißen und es gottlos und freigeistig machen will! Nein, Herr, zu dem geh' ich nit.“

„Nein, Väterchen,“ sagte der Fremde warm, „nein, beim Himmel! Das will Kaiser Joseph nicht. Er will nur sein Volk freimachen von dem Druck der übermächtigen Geistlichkeit, er will Osterreich groß und stark machen, es herausreißen von der Abhängigkeit vom römischen Stuhl. Deutsch sollen Osterreichs Priester sein, deutsch Osterreichs Bischöfe, das will der Kaiser und wird's mit Gottes Hilfe auch vollenden!“

Des Fremden Antlitz hatte bei den letzten Worten sich verklärt vor Begeisterung, so daß der Alte ihn verwundert anschaute.

„Ihr scheint ihn sehr zu lieben, den Kaiser Joseph,“ meinte er, „doch wenn er das will, dann ist sein Zweck edel und groß, und Gott wird ihn segnen!“

„Wendet Euch nur an den edlen Kaiser,“ fuhr der Fremde fort, „er wird Euch gewiß nicht von der Thüre weisen!“

„Wozu auch,“ erwiderte der Alte traurig, „seht, ich bin nächsten Mittwoch siebzig Jahr', die Natur winkt mir zu Grabe, wie lang kann's noch gehen, so sag' ich der Erde Valet.“

Der Fremde sagte nichts mehr, er heftete nur mit unsäglichem Mitleid seine blauen Augen auf das runselndurchfurchte Gesicht seines Begleiters: ein Entschluß schien in ihm zu reifen.

Unter diesen Gesprächen waren die Wanderer beim Dorfe angelangt. Der alte Lehrer lehrte, nachdem er dem Fremden für seinen Liebesdienst gerührt gedankt hatte, in seine einsame Hütte zurück, während jener einen Wagen suchen ging, der ihn nach Wien zurückbrächte . . .

II.

Der Morgen des siebzigsten Geburtstages und zugleich des fünfzigjährigen Lehrereubiläums war angebrochen. Um 11 Uhr morgens begab sich die Schuljugend, geführt vom Ortsgeistlichen, in das Schulhaus, wo dem Jubilar ein Blumenstrauß überbracht wurde. Hierauf sang die ganze Versammlung ein fröhliches Lied.

Als der letzte Reim verklungen war, erhob sich der Herr Pfarrer und feierte in kurzen, aber schönen Worten die Bedeutung des Tages. Eben stimmte er das übliche „Hoch“ an, als in der Thüre die Gestalt eines jungen Mannes in einfacher Offiziersuniform erschien, hinter dem eine Menge Würdenträger und Militärs standen. Kräftig stimmten alle die neuen Ankömmlinge in den „Hochruf“ ein.

Gespannt schauten jetzt alle die Versammelten auf die jugendlich-elastische Gestalt des Offiziers, der nun mit leichtem Schritt das Zimmer durchmaß und auf den zum Tode erschrockenen Lehrer zuschritt. Warm faßte der Fremde seine Hand.

„Ihr habt es verschmäht, Väterchen, zu Joseph zu kommen und ihn um ein besseres Gehalt zu bitten, so ist er denn selbst gekommen, um es Euch zu bringen. Auch meinen Glückwunsch empfanget zu Eurem Jubelfeste. Meine ganze Begleitung stimmt mit darein. Kommt an meine Brust, edler Alter, wahrlich, wo solche Herzen schlagen, da wird Josephs Stern nicht untergehen.“

Bei der Umarmung hingte der Kaiser dem vor Freude Weinenden eine goldene Kette um. Als er sich umwandte, da sah er kein Auge thränenlos und mächtig brauste der Ruf durch das Zimmer: „Hoch Kaiser Joseph!“

„Nun, Väterchen, wißt Ihr nun, wer Euer Begleiter war am letzten Mittwoch vom Waldeck bis ins Dorf?“ fragte den Jubilar der Kaiser.

„Ja, Majestät,“ lautete die Antwort des vor Freude Weinenden, „ja, das war mein gütiger Kaiser Joseph.“

Es sind hundert Jahre vergangen, seit der große Herrscher auf Osterreichs Thron gesessen, und noch immer nicht ist das Andenken an seine wunderbare Herzengüte, von der wir eben eine Probe erzählt haben, erloschen, noch immer lebt er fort im Herzen des Volkes, und das Volkslied singt von ihm:



Ich denk' so manchmal hin und her,
's kommt doch kein Kaiser Joseph mehr;
Wenn einem der ins Auge sah,
Das war mein' Seel' ein Gloria!

Rezept für Crinker.

Soeben hat die Uhr acht geschlagen; im Häuschen des Tagelöhners Ebert steht, wie immer zu dieser Zeit, die dampfende Mehlsuppe als Nachtessen auf dem Tisch und rings um sie blinken tiefe Teller mit Porzellanglasur und silberglänzende Zinnlöffel. Alles ist bereit, und nur das Haupt der Familie, der Vater, ohne welchen man das Essen nicht beginnen mag, fehlt noch.

Schon des öftern hat die Mutter, eine nette, behäbige Frau, in den fünfziger Jahren stehend, das Fenster geöffnet und die Dorfasse nach dem Vater vergeblich hinuntergesehen. Jetzt geht Lisbeth, die älteste Tochter des Hauses, wieder ans Fenster, um ebenfalls auszuspähen.

„Er kommt,“ sagte sie, das Fenster schließend. „Da muß schon etwas Besonderes passiert sein, daß er solange ausbleibt. Denn ohne Grund bleibt der Vater niemals über die Zeit fort.“

„Wir werden ja hören,“ entgegnete die Mutter. „Die Hauptsache ist, daß er gesund und heil heimkommt, alles andere wird zu ertragen sein.“

Indem öffnet sich die Thüre und Vater Ebert tritt mit freundlichem „Guten Abend“ unter die Seinen. Er mochte, dem schon ziemlich grauen Haare nach zu schließen, einige Jahre älter als die Hausmutter, die Gefährtin seines Lebens, sein. Aber rüstig und beweglich war er immer noch, und auf seinem runden, gutmütigen Gesicht ruhte für gewöhnlich der Ausdruck der Zufriedenheit, der aber jetzt, als der Vater sich zu Tische setzte, den Wolken des Unwillens wich bei der Erinnerung an das, was er soeben erlebt hatte.

„Du bist nicht am besten gestimmt, Vater,“ sagte die Frau, als sie sich ihm gegenüber niederließ und, ihn scharf beobachtend, sich einen Teller Suppe schöpfte. „Etwas Besonderes muß doch schon vorgefallen sein, sonst hätten wir nicht so lange auf dich warten müssen.“

„Hast recht, Mutter,“ entgegnete er, „etwas recht

Widerwärtiges habe ich mit ansehen müssen. Du weißt, daß ich, um den Weg zu kürzen, stets über den Mattweg heimkomme und nie auf der Chaussee gehen will, bemerke ich drüben am Chausseegraben eine Menge schreiender Menschen, und um nach dem Grunde des Auflaufs zu sehen, ging ich hinüber. Und was sah ich da?! Der Zimmerlorenz, meines seligen Freundes Sohn, lag betrunken und besinnungslos im Straßengraben, über und über beschmutzt, und die wilde Rotte, die sich um ihn geschart hatte, trieb ihren Spott mit ihm. Der eine zog ihm die Stiefel aus, der andere legte ihm den beschmutzten Hut aufs Gesicht, der Bäckermichel aber füllte Lorenzens Taschen mit Steinen, damit er beim Aufwachen auch noch „Kies“ habe, wie Michel lachend sagte. Ihr könnt euch denken,“ fuhr Vater Ebert fort, „daß mich das ärgern und angreifen mußte. Den Lorenz, der früher ein so braves, nettes Büble und ein so vielversprechender Jüngling gewesen ist, in solchem Zustand zu finden, mußte mich tief schmerzen. Das sollte einen nicht aufs höchste empören, daß der Pöbel ihn zum Gegenstande des Spottes machte und seinen Unfug mit ihm trieb? Mag der Lorenz noch so tief gesunken sein, ein Mensch bleibt er immerhin und dazu noch der Sohn meines besten Freundes. Ich verwies daher den ungezogenen Burschen ihr wüstes Benehmen und schaffte den Lorenz mit Hilfe des Metzgers, der eben aus der Stadt kam und darüber eines Sinnes mit mir war, heim zu seiner Mutter. Die arme, gute Frau raufte sich die Haare vor Verzweiflung, und ihre Thränen hätten Steine erweichen müssen. Ach, es ist ein Glend, wenn ein Mensch so weit sich verirrt, so weit von einer Leidenschaft sich hinreißen läßt, daß er alles freien Willens bar, los und ledig wird. Es ist ein Glend, sage ich euch,“ schloß er ärgerlich.

Bleich und feuzend legte Lisbeth den Löffel weg und sagte: „Ich hab' genug für heute.“ Die Mutter



Vater Ebert tritt mit freundlichem „Guten Abend“ unter die Seinen.

aber, vor der Lisbeth nie ein Geheimnis gehabt hatte, sah sie teilnahmsvoll und bedeutungsvoll an. Sie wußte, daß Lisbeth den Zimmerlorenz liebte, daß sie früher

auf ihn gehofft und gebaut hatte und alle ihre Hoffnungen nun begraben sah.

„Hast recht, Vater,“ sagte sie, „es ist wirklich ein Kreuz mit solch einem Menschen. Ich kann es gar nicht begreifen, wie einer so ins Trinken hineinkommen kann. Denn so groß ist doch der Durst bei den Menschen nicht, daß vielen das Trinken ein Bedürfnis sein könnte. Und wäre es Bedürfnis, dann würde das Wasser so gut oder noch besser den Durst stillen als Bier und Wein. Es ist also eine Leidenschaft, eine üble Angewohnheit. Aber wie einer dazu kommen kann, ist mir nicht recht verständlich, um so weniger, als ja auf jeden Raufsch ein Katzenjammer folgt und der Geldbeutel auch nicht gerade schwerer wird davon.“

„Hast ganz recht, Mutter, eine Leidenschaft ist das Trinken und zwar eine, die den Trinker an Leib und Seele zu Grunde richtet und auch dessen Angehörige mit ihm ins Elend zieht. Die Ursachen der Trunksucht aber können sehr verschiedene sein. Die einen sind erblich belastet, wie man's heißt; sie haben die Leidenschaft von den Eltern, die ebenfalls Trinker waren, geerbt. Das ist sehr schlimm für solche Leute, sie sind zu bedauern und, wenn Gott nicht ein außerordentliches Wunder an ihnen thut, für Zeit und Ewigkeit verloren. Das läßt erkennen, welche Verantwortung den Trinker trifft. Er versündigt sich gegen alles und jedes: gegen Gott, gegen die Natur, gegen sich und seine Angehörigen und gegen seine Nachkommen. Andere,“ fuhr Vater Ebert fort, „haben ganz brave und solide Eltern, wie z. B. der Zimmerlorenz, dessen Vater im Jahr keine zwanzig Schoppen trant, und werden doch Trinker und zwar aus übler Gewohnheit. So lange der Mensch jung ist, in seinen Kinder- und Jünglingsjahren, spürt er gar kein Verlangen nach Spirituosen. Aber nun giebt es Eltern, die durch Unverständnis die Kinder zu Trinkern heranziehen. Wie oft sieht man, daß eine Mutter oder ein Vater dem Kinde, wenn es kaum übers Säuglingsalter hinaus ist, Wein oder Bier trotz allen Sträubens eingiebt, daß sie sich etwas darauf einbilden, wenn sie solch ein unschuldiges Wesen so weit an dieses Gift gewöhnt haben, daß es wie ein „Alter“ trinken kann, wie sie prahlend sagen. Solche Eltern dürfen sich aber dann weder wundern, noch beklagen, wenn der Sohn ein Säufer und die Tochter ausschweifend wird, und über die Schwere der Verantwortung werden sie nicht mehr lange im unklaren sein, wenn sie die Folgen dieses Lasters an eigenen Leibe erfahren. Gefährlicher noch als die Kinder werden dem Menschen die sogenannten Flegeljahre. Der Bube will ein Mann sein, als Mann angesehen werden und es den Männern gleichthun. Nicht weil er Durst hat oder ein Bedürfnis nach geistigen Getränken fühlt, geht er ins Wirtshaus, sondern einzig und allein, weil andere Männer das auch thun; weil andere es auch thun, trinkt er zwei, drei, fünf und zehn Schoppen, ob schon Magen und Gaumen sich anfangs entsetzlich dagegen sträuben, und weil der

Wirt ihn über den Schellenkönig lobt, setzt er vor dem Heimgehen noch ein Kirchwasser oder einen Trusen darauf, und der Kellnerin zuliebe stellt er sich mit der Zeit mittags nach dem Essen und abends nach der Arbeit ein. Mit einem Wort: er wird ein Wirtshausfiker, er sitzt aber nicht nur, sondern er trinkt, je länger, je mehr. Das Trinken wird zur Gewohnheit, die Natur verlangt's immer mehr, und die Leidenschaft ist fertig.

„So ist's auch mit dem Zimmerlorenz gegangen. Er war ein schöner, fleißiger, gutmütiger Bursche, verdiente viel Geld, und solche Leute wissen die Wirte, die Kameraden und Kellnerinnen zu schätzen und einzuziehen. Auch der Bärenwirt und seine Leute wußten Lorenzens Gutmütigkeit auszunutzen. Seit er zum erstenmale die Schwelle jenes Hauses betrat, ist er nicht mehr zum Kennen. Der gute Geist ist von ihm gewichen und hat dem bösen freien Einzug gelassen. Es ist schade um den Burschen,“ so schloß Vater Ebert betrübt.

Lisbeth, ein schlantes, bewegliches Mädchen mit kastanienbraunen Haaren und Augen, aus denen Energie, Herzengüte und Klugheit blitzten, räumte den Tisch ab und übergab das Geschir der jüngeren Schwester Lina, an der heute die Reihe des Spülens war. Dann nahm sie den angefangenen Strumpf, setzte sich strickend zu den Eltern an den Tisch und meinte nach einer Weile: „Ja, so wie der Vater eben sagte, wird es in den meisten Fällen gehen. Auf diese Weise, durch Großmannsucht und Verführung werden die jungen Leute Trinker. Wie aber, wenn man dem Einfluß der Wirtsleute einen andern, edlern, entgegensetzt? Meint ihr nicht, daß der Mensch, wie er zum Bösen verführt, ebenso zum Guten herangezogen werden kann? Und nun gar der Lorenz! Der ist ja die Gutmütigkeit in Person. So tief er schon gesunken ist, die Hoffnung für seine Umkehr kann ich nicht gut aufgeben.“

„Du kannst und willst sie nicht aufgeben, liebes Kind,“ entgegnete der Vater, „weil damit auch deine eigenen Wünsche begraben werden. Aber ich sage dir, mit dem Lorenz ist nichts mehr anzufangen. Was habe ich, was haben andere gute Menschen schon versucht, mit Strenge und Milde ihn ermahnt — alles umsonst. Heute gelobt er Besserung unter einer Flut von Thränen, und morgen ist er schon wieder betrunken. Auch all die Bitten und Vorstellungen, Thränen und Seufzer seiner Mutter — wenn diese ihn von seinem Wandel nicht abbringen können, welche Macht der Welt sollte es dann thun?“

„Ich,“ sagte Lisbeth mit Zuversicht. „Ich gelte etwas bei ihm. Während unserer Schulzeit war er immer folgsam wie ein Lamm, und ich bin fest überzeugt, daß wenn er nicht drei Jahre in der Fremde, sondern immer unter meinen Augen gewesen wäre, er doch nicht so weit hätte herunterkommen können.“

„Du liebst ihn halt,“ entgegnete die Mutter, „und die Liebe glaubt, hofft und duldet. Aber so gern ich mit dir hoffen möchte, ich kann es nicht mehr.“



Der Lorenz ist zu tief gesunken, er hat gar keinen freien Willen mehr."

"Aber ich habe einen," sagte Lisbeth, indem ihr Auge hell aufleuchtete. "Je schwächer der seine ist, um so eher wird er dem meinen sich fügen, nach dem meinen sich richten und folgen."

"Da müßtest du aber Tag und Nacht um ihn sein können," sagte der Vater. "Seiner Gutmütigkeit wegen glaube ich schon, daß er in deiner Gegenwart sich hält, aber wie er hinauskommt und ein Wirtshaus sieht, dann zerfließen seine guten Vorsätze wie Spreu vor dem Winde, und er betrinkt sich wieder."

"Wir wollen sehen," entgegnete Lisbeth, "ich gebe die Hoffnung nicht auf. Unser Pfarrer sagte einmal, wie man einen Menschen nie ganz aufgeben könne, so lange er atme, so dürfe man auch mit den Versuchen, ihn zu bessern, nicht erlahmen. Bei Gott sei kein Ding unmöglich und es sei schon oft dagewesen, daß die gesunkensten Menschen noch die ersten geworden seien, während solche, auf die man die größten Hoffnungen setzte, elend umlamen. Und drum will ich es mit dem Lorenz versuchen. Schon morgen gehe ich hinüber und mache ihm den Koft recht runter, daß er sich schämen muß wie ein begossener Fudel."

"Das thut er auch," sagte der Vater. "Aber morgen ist er doch wieder betrunken. Du kennst den Lorenz nicht, Lisbeth. Mir hat er schon mehr wie tausendmal Besserung versprochen, aber gehalten hat er das Versprechen niemals. Seine Natur ist zu sehr an die geistigen Getränke gewöhnt, als daß er sie lassen könnte. Das Verlangen nach ihnen ist sein stilles Morgen-, Abends- und Tischgebet."

"Mag sein, aber ich mache den Versuch," schloß Lisbeth, "und jetzt gehe ich ins Bett."

"Und wir auch, Vater," sagte die Mutter, indem sie aufstand und die Kerze anzündete, während der Vater das Lampenlicht ausblies.



Die Zimmerseppin, Lorenzens Mutter, ist am Kochen des Morgenkaffees. Aber nicht stink und bewußt wie gewöhnlich thut sie diese Arbeit. Nur mechanisch legt sie dem Feuer neue Nahrung zu, mechanisch langt sie, während schwere Seufzer der Brust sich entringen, nach Kaffeedose und Eichorienpaket, und ihrem blaffen, abgehärmten Gesichte sieht man es an, daß sie verwichene Nacht mehr geweint als geschlafen hat.

Der Lorenz aber liegt drinnen in der Kammer. Der Kopf thut ihm weh, eingefallen sind die Augen, wirr die Haare und bleiern die Glieder. Erst auf den wiederholten Ruf der Mutter erhebt er sich, um



„Habe gehört, Euer Lorenz sei schwer krank.“

das Frühstück, von dem er einige Besserung seines Zustandes erhofft, einzunehmen.

Weil sie weiß, daß es doch nichts nützt, wenn sie ihm über sein Betragen Vorwürfe macht, und weil die eindringlichste Predigt erfolglos an den Wänden verhallt, setzt die Zimmerseppin still und ruhig das Frühstück vor den Sohn, und dieser trinkt ebenfalls still und ruhig seine Schale Kaffee, weil das böhe Gewissen den Mut zu einem Gespräch bei ihm nicht auskommen läßt.

Schon wollte er sich wieder erheben, um dem Bett, da er heute doch nicht arbeitsfähig war, wieder einen Besuch zu machen, da öffnete sich die Thüre, und herein trat mit einem freundlichen „Guten Morgen!“ Lisbeth im ganzen Reiz jungfräulicher Schönheit.

„Habe gehört," begann sie, "Euer Lorenz sei schwer krank, Zimmerseppin, und so bin ich gekommen, um zu sehen, ob ich Euch bei der Pflege nicht dienlich sein kann. Der Lorenz war ja mein Schulkamerad und Jugendfreund, und solche läßt man nicht so leicht im Stich."

Der Lorenz wurde abwechselnd rot und weiß vor Scham und — Furcht. Ja, er fürchtete die Lisbeth und schämte sich zugleich vor ihr, weil er den Abstand zwischen sich und ihr, der sittenreinen Jungfrau, wohl fühlte, und weil er sich der Schuld, diesen Abstand selbst bewirkt zu haben, voll bewußt war. Er fürchtete den Vorwurf ihrer klaren Augen, noch mehr aber ihre Bredjamkeit, von welcher sie schon verschiedene Proben abgelegt hatte.

"Der Lorenz ist weiter nicht krank," sagte die Zimmerseppin, "aber er hat gestern wieder einen rechten Kaufsch gehabt und hat heute daran zu leiden."

"So, Lorenz, also deswegen bist du gestern abend im Straßengraben gelegen, deswegen hat man dich

heimtragen müssen? Lorenz, Lorenz," sagte sie schmerz-
lich bewegt, "wo bist du hingekommen?"

"O Lisbeth," stöhnte er, "bitte, laß mich gehen,
ich bin ein elender Mensch, ich weiß es ja, und nie-
mand leidet mehr darunter als ich."

"Ja, das bist du, Lorenz," entgegnete Lisbeth,
"ein elender Mensch bist du geworden, der Mutter
zum Kummer und Verdruß, der Welt zum Argerniß,
dir selbst zur Plage, wo du deinen Anlagen nach
einer der besten und glücklichsten sein könntest. Drum
beinne dich, Lorenz, kehre um, weil es noch Zeit ist!
Laß das leidige Trinken, meide die Wirtshäuser und
werde ein Mann!"

Lisbeth war Lorenzens Freundin gewesen von
jeher, sie liebte ihn, und sein Lebenswandel erregte
mehr ihr Mitleid, ihre Sorge als ihren Unwillen.
Kam der letztere doch einmal, dann war dieser Un-
wille ein heiliger, es war gerechte Entrüstung, und
nicht Hohn, der verdammten und beleidigen will.
Es kostete sie viele Mühe, viel Überwindung, in
diesem Tone mit ihm zu reden. Aber sie fühlte,
es mußte sein, wenn er sein Elend ganz einsehen
und zur Umkehr bewogen werden sollte.

Und als dann der Lorenz unter der Wucht ihrer
Worte auf den Stuhl sich niederließ und stöhnend
sagte: "D es ist schon zu spät, es verachten mich
ja alle, auch du, Lisbeth," da änderte sie den Ton
und ließ die Liebe zur vollen Geltung kommen, in-
dem sie sich zu ihm setzte und, seine Hand erfassend,
ihn und bescheiden und tröstend sagte: "Nein, es ist nicht zu
spät, Lorenz. Noch liegt ein langes, schönes Leben
vor dir, wenn du umkehrst und dein Trinken auf-
gibst, noch eine lange Zeit, in welcher du durch
Wohlfverhalten alles Vergangene gut machen, ja
vergessen machen kannst. Und alle verachten dich
gewiß nicht," fuhr sie fort, ihm liebevoll in die
Augen sehend, "wenn alle dich verachten, deine
Mutter und ich thun es gewiß nicht. Uns befehlt
nur das Mitleid für dich. Ein anderes Gefühl
darfst du bei uns beiden nicht vermuten, auch wenn
wir einmal ernst zu dir reden. Wenn ich dich ver-
achtete, dann säße ich jetzt nicht neben dir, Hand
in Hand."

"O Lisbeth, wie mich das freut," sagte er. "Wenn
ich das hätte wissen können, wie oft schon wäre ich
abends zu euch z' Licht gekommen und wäre dann
vielleicht vor manchem Rausch verschont geblieben.
Aber ich wagte es nicht mehr, dir unter die Augen
zu treten. Ich glaubte, du müßtest mich verachten,
weil ich wohl fühlte, daß ich nichts anderes verdiente.
O Lisbeth, wenn du immer um mich sein könntest,
vielleicht, daß es doch besser mit mir würde."

"Um mich sein kannst du ja, so viel du nur willst
und deine Zeit es zuläßt. Jeden Abend bist du bei
uns willkommen, wenn du nüchtern und anständig
bist. Aber betrunken möchte ich dich allerdings nicht
sehen. Es thäte mir zu weh. Aber jetzt muß ich
wieder heim, und du gibst mir, da du zum Arbeiten
heute doch nichts taugst, das Versprechen, daß du
dabei bei deiner Mutter bleibst und kein Wirtshaus

besuchst. Versprich es mir," bat Lisbeth innig,
"und halte dich, dann kannst du heute abend schon
bei uns auf Besuch kommen."

Und zagend, wie einer, der seiner Sache doch nicht
so gewiß ist, legte er seine Hand in die ihre und
sagte: "Wenn es mir möglich ist, Lisbeth, bleibe ich
daheim, dir zuliebe, denn du, Lisbeth," setzte er
schüchtern bei, "bist mir doch noch das Liebste auf
der Welt."

"Gesagt ist so was gleich und leicht," entgegnete
sie ihm. "Allein ich will auch Beweise haben. Die
Liebe, heißt es, trage, dulde, hoffe und könne alles.
Wenn du mich also liebst, dann kannst du auch
Wort halten und mir zuliebe wenigstens heute einmal
das Wirtshaus meiden. Thust du es nicht und
bringst du es nicht fertig, dann ist deine Liebe zu
mir nicht weit her und hat geringen Wert."

"Ich bleibe daheim, Lisbeth, und wenn es mich
umbringt," gab er ernst zurück.

"Nun, so b'hüt' Gott und komme dann abends
zu uns. Ich werde es dir so angenehm bei uns
zu machen suchen, als es nur möglich ist. B'hüt'
Gott und halt' dich gut!"

Damit war sie verschwunden. Der Lorenz aber
drückte den Kopf in beide Hände und weinte.

"Also doch noch einen Menschen," sagte er, "habe
ich, der mich nicht verachtet, nicht verdammt, viel-
mehr mich tröstet und mich aufheben will aus dem
Sumpf der Leidenschaft. O Lisele, wie dankbar
bin ich dir für diese Stunde," fuhr er im Selbst-
gespräch fort. "Du hebst mich wieder auf, stärkst
meine Hoffnung auf Besserung. Ja, dir zuliebe
bleibe ich daheim heute, und wenn es mein Tod
ist," versicherte er sich selbst noch einmal.

Lisbeth aber stand draußen in der Küche und gab
der Zimmerseppin allerlei gute Lehren, wie sie den
Sepp behandeln solle.

"Der Lorenz," sagte sie zu der alten, gebeugten
Frau, "hat mir versprochen, in die Hand hinein
versprochen, daß er heute daheim bleibt. Kann er
es halten, dann ist noch Hoffnung da auf seine
Umkehr. Daß er es besser halten kann," sagte Lis-
beth, "müßt Ihr ihm etwas Handreichung thun,
Ihr müßt ihm also im Verlauf des Tages hin und
wieder ein Glas Bier holen. Denn wie der Mensch
sich nur allmählich ans Trinken gewöhnt, so kann
er es auch nur nach und nach aufgeben. Das
Trinken, merkt es, Zimmerseppin, ist zur zweiten
Natur geworden und kann ohne Schaden für die
Gesundheit nicht plötzlich entzogen werden. Also
sorgt, daß der Lorenz heute seine fünf bis sechs Glas
Bier bekommt. Ich selbst werde ihm eine schöne
Geschichte zum Lesen schicken, welche ihn belehren
und unterhalten soll. Mit Geduld und Klugheit
muß man einen solchen Menschen zu behandeln
suchen und all seine freie Zeit in Anspruch nehmen.
Für jetzt b'hüt' Gott, Zimmerseppin!"

"B'hüt' Gott, Lisbeth," sagte gerührt und hoff-
nungsfreudig die alte Mutter.

Und ihre Hoffnung sollte nicht vergeblich sein.

Der Lorenz hielt wirklich Wort. Er, der seit seiner Heimkehr aus der Fremde keine halbe Stunde mehr daheim hatte aushalten können, saß nun, der Lisbeth zuliebe, den ganzen Tag am Tisch, in Coopers "Lederstrumpf" vertieft und zwar so vertieft, daß ihm die Stunden nur so verflogen und er ganz verwundert aufschaute, als ihm die Mutter das Abendbrot, Suppe, Salat, Wurst und einen Krug Bier vorsetzte.

"Ja, ist das möglich?" sagte er, "daß es schon Zeit zum Abendessen ist. Wie mir doch der Tag so schnell vorüberging über dem Lesen. Die Lisbeth hat aber auch meinen Geschmack getroffen. Ich sag' dir, Mutter, die Geschichte ist zu schön. Wenn ich nicht zur Lisbeth müßte, mein Seel, ich würde noch bis 10 Uhr fortlesen."

"Das kannst du dann morgen abend," sagte die Mutter, die sich an Lorenzens Begier am Lesen freute. "Heute mußt du der Lisbeth Wort halten und sie besuchen. Aber hinten über die Matten mußt du gehen, damit es niemand merkt, hat mir Lisbeth noch anbefohlen. Gehst du durchs Dorf, dann weiß es morgen früh schon alles, daß du bei ihr gewesen bist, und das will sie vermieden haben."

Dieses Verlangen Lisbeths war eine gute List. Es lag ihr gar nichts dran, wenn die Leute erfuhren, daß Lorenz sie besuchte. Aber wenn er über die Matten den Weg nahm, traf er kein Wirtshaus, kam also auch nicht so leicht in Versuchung, während an der Dorfstraße der "Löwe" seine Branten, der "Bär" seine Pranken und der "Hirsch" seine Geweihe herausstreckte, so daß man leicht hängen bleiben konnte, wenn man Lorenz hieß.

Mit herzlichster Freude wurde Lorenz von Lisbeth und deren Eltern, die schon von ersterer über seinen Besuch unterrichtet waren, willkommen geheißten. Als ob er nicht der verkommene Lorenz, sondern ein aus der Fremde heimgekehrter, lieber Sohn wäre, wurde es ihm bequem gemacht. Die Mutter stellte den Polsterstuhl vor den Tisch, hieß Lorenz Platz nehmen, Lisbeth setzte ein Glas Bier vor, Vater Ebert bot ihm eine Cigarre an, die Lina in Brand steckte, so daß es dem Lorenz, der nur staunen, trinken, rauchen und zuhören konnte, wie dem Peter im Schlaraffenland vorkam. Denn wie wußte Lisbeth zu erzählen und zu unterhalten, und wie klug und hinreichend war sie in der Wahl ihrer Geschichten. Lauter lustige, gemüthvolle und herzerquickende Erzählungen gab sie zum besten. Daneben flocht sie noch Tagesgespräche, allerlei Neuigkeiten mit ein, um ja nicht langweilig zu werden.

Lorenz war ganz Auge und Ohr und hing förmlich an Lisbeths Lippen. Es schien ihm, als könne er aus ihren Augen sein ferneres Lebensglück lesen. Im stillen wunderte er sich gewaltig, wie er über der Kellnerin nur die Lisbeth habe vergessen können. Diese habe doch Verstand und Herz, sei ein kreuzbraves Mädchen, während jene es nur auf den Geldbeutel der Leute abseht und schäfernd und schmeichelnd von einem zum andern hüpfet.

Es wurde zehn Uhr, der Lorenz wußte nicht wie. Er erhob sich, um den Heimweg anzutreten, und Vater Ebert gab ihm auf einen geheimen Wink Lisbeths das Geleite, weil er, wie das so sein Brauch sei, sich doch noch in frischer Luft ergehen müsse, wie er zu Lorenz sagte.

Auf diese Art und Weise nahm Lisbeth den Lorenz in der Folgezeit in liebevolle Obhut. Auf alle seine freie Zeit wußte sie Beschlag zu legen, ohne aufdringlich oder lästig zu fallen. Sie wurde im Bestreben, den Lorenz wieder auf die rechte Bahn zu bringen, eine rechte Erfinderin. Immer wußte sie ihm etwas Neues oder Unterhaltendes vorzulegen, immer ihn zu erquicken und zu erfreuen, so daß es in der Folge fest bei ihm wurde, daß er ohne das Lisbethli, wie er sie nannte, nicht mehr leben könne. Und weil er das meinte, fragte er sie eines Tages, ob sie sein Heim mit ihm teilen wolle.

"Offen gestanden, Lorenz," sagte Lisbeth, "ich hab' dich von Herzen gern und will deine Frau werden, wenn du noch ein Vierteljahr so brav bleibst und dich nicht mehr betrinkst. Deine Besserung muß sich bewähren, ehe ich fröhlichen Herzens zum Altar mit dir treten und ja sagen kann."

Lorenz willigte gern in diese Bedingungen ein, hielt sich auch während der bestimmten Frist ausgezeichnet, so daß der Pfarrer eines Sonntags zur Verwunderung der ganzen Gemeinde ausrufen konnte: "Zum Sacrament der Ehe haben sich entschlossen Lorenz Mäder, des seligen August Mäder und der Barbara Mäder, geborenen Buri, ehelicher Sohn von hier, und Elisabeth Ebert, des Jakob Ebert und dessen Ehefrau Anna Ebert, geborenen Maurer, eheliche Tochter, ebenjalle von hier."



Der Lorenz hob sie wie einen Federball in die Luft.

bleich wie Kalk und scheinheilig wie eine Klosterfrau. Wieder andere aber belobten Lorenz ob seiner Besserung und wünschten ihm zu seinem Vorhaben von Herzen Glück.

Lisbeth aber sagte zu ihrem Lorenz: „Lob oder Tadel, beides kann uns ziemlich kühl lassen. Die Hauptsache ist, daß wir uns genügen, das Glück in uns selbst suchen und an Leib und Seele gesund bleiben. Und was ich dazu beitragen kann, soll mich nie ermüden.“

Der Lorenz aber gab der Braut einen Kuß, hob sie wie einen Federball in die Luft und sagte jubelnd: „Und so, wie jetzt, werde ich dich durchs ganze Leben auf den Händen tragen, du mein lieber Schutzengel du!“

* * *

„Jetzt hab' ich ihn, jetzt ist er mein Mann, ich brauche nicht mehr zu schmeicheln, mich nicht mehr so zu putzen, er ist durch Gesetzes Bande und die Hand des Priesters an mich gebunden und kann so leicht nicht mehr loskommen,“ so denkt manche junge Frau und wird nachlässig, läßt es an der nötigen Aufmerksamkeit und Keilichkeit fehlen, wo doch das alles gerade nebst der Liebe das Familienglück erst dauernd macht. Wo sie fehlen, kann trotz Gesetz und Segensspruch gar vieles aus den Fugen gehen. Eine Frau, die unreinlich, schlampig und gleichgültig ist und nicht immer neue Reize zu entwickeln versteht, wird auf die Dauer den Mann nie an sich zu fesseln vermögen. Und fühlt er erst ein Unbehagen, dann sucht er Freude und Erholung auswärts, er geht ins Wirtshaus, wird zum Trinker und bringt Elend über sich und seine Familie.

Das alles sah Lisbeth wohl ein. Sie wußte, daß sie fürsorglich und liebevoll sich um den Lorenz bemühen müsse, wenn er auf dem rechten Weg bleiben sollte. Und als Lorenzens Mutter einmal sagte, sie, die Lisbeth, sei auch gar zu sehr um den Lorenz besorgt, das sei doch jetzt, wo er längst wieder auf rechten Wegen wandle und ein so tüchtiger und liebevoller Sohn, Gatte und Vater geworden sei — es lag nämlich nach Jahresfrist ein wunderhübsches Buble in der Wiege — nicht mehr so sehr nötig, da erwiderte Lisbeth: „So, meint Ihr, Mutter? Ich meine das Gegenteil: je länger, je mehr muß ich den Lorenz bewachen, beschützen und bewahren, daß er nicht wieder in seine alte Leidenschaft zurückfällt. Schaut nur hinaus in unser Gärtchen. Vor vierzehn Tagen erst haben wir das Unkraut ausgejätet, und doch wuchert es schon wieder üppig auf, so üppig, daß die Nutzpflanzen ersticken müssen, wenn wir es nicht an seinem Wachstum hindern. Nicht anders ist es beim Menschen. Das Böse oder vielmehr der Keim dazu steckt so tief in unserer Natur, daß wir ihm erliegen, wenn wir nicht äußerst wachsam sind und mit aller Kraft das Gute ihm entgegenhalten. Erst letzte Woche habe ich zu meinem Schrecken wahrnehmen müssen, daß unser Lorenz noch lange nicht so gefestigt ist, daß er allein der Versuchung auf die Dauer widerstehen könnte. Ich hatte nämlich am Morgen, als ich im Laden war, das Salatöl mitzunehmen vergessen, und wurde es erst gewahr, als ich abends den Salat zurichten wollte. Ich springe also hurtig die Dorfgasse hin-

unter, um das Öl zu holen. Wie ich nun in die Nähe vom „Bären“ komme — es war stockfinster —, da höre ich zwei Männer miteinander reden und erkannte die eine Stimme als die meines Mannes, während ich an der anderen den Fischersepp heraushörte. Mein guter, lieber Mann beim Fischersepp, in Gesellschaft dieses Lumpen! Mutter, es ging mir ein Stich durchs Herz.

„Komm doch,“ sagte der Fischersepp, „sei kein Kind und geh mit und trink einen Schoppen. Der Bärenwirt hält jetzt Storchbräu; ich sage dir, das ist ein Trunk, wie man ihn in der ganzen Welt nicht besser trifft, und das Lokal erst, das solltest einmal sehen. Das hat sich auch verändert, seit du nicht mehr drin warst. Parkettboden, neues, massives eichenes Büffet mit Silberhahnen und elektrischem Licht. Wie im Himmel sitzt sich's drin, sag' ich dir, und die Sachsektellnerin — sie nennt sich Ursula von Bredow, hat himmelblaue Augen, perlglänzende Zähne und semmelblonde, wunderbar glänzende Haare — bedient wie eine richtige Hebe. Komm, Lorenz, und sei kein Narr!“

„Es geht nicht,“ entgegnete zu meiner Freude Lorenz. „Meine Frau ist pünktlich wie die Uhr. Punkt halb acht steht das Nachtsessen auf dem Tisch, und wenn ich nicht käme, würde sie sich kränken und sorgen. Ich muß heim!“

„Na,“ entgegnete der Fischersepp, „das hätte ich nie gedacht, daß du noch solch ein Waschlappen würdest. Wer wird sich auch um das Gebelfer eines Weibes kümmern. Das kann doch nur ein ausgemachter Pantoffelheld, wie du, scheint's, einer geworden bist. Komm und laß deine Alte reifen und zanken und genieße das Leben, wie es eines Mannes würdig ist. Deine Alte muß ein rechtes Ripp sein, daß sie dich so im Zaum hält und wie einen Schulbuben behandelt.“

„Fischersepp,“ sagte mein Lorenz, „einen Schoppen hätte ich wahrscheinlich mit dir getrunken, das wäre keine Todsünde gewesen. Aber die Titel, welche du meiner Frau giebst, muß ich mir für alle Zeit verbitten. Ich habe keine »Alte«, sondern eine liebe, junge Frau, die mehr Verstand im kleinen Finger hat als du im ganzen Leib. Sie ist kein »Rippe«, sondern die Güte selbst, und wenn sie in gutem mich vom Wirtshaus zurückhält, so meint sie es nur gut und behandelt mich deswegen nicht als Schulbuben, macht mich im Gegenteil dadurch erst recht zum Manne. Und jetzt, gerade jetzt, weil du sie so herabzusetzen suchtest, gehe ich heim zu ihr und nicht mit dir in den „Bären“, und wenn alles von Gold glitzert drinnen.“

„Mutter,“ sagte Lisbeth, „Ihr glaubt nicht, wie Lorenzens Worte, sein Betragen mir im tiefsten Grund des Herzens wohl thaten. Alle meine Mühen und Sorgen waren dadurch reich belohnt. Ich hätte dem Lorenz gleich an den Hals fallen mögen, ging aber, weil ich solches auf der Straße nicht für schicklich hielt, von ihm unbemerkt in den Laden, um mein Öl zu holen. Wie ich heimkomme, sitzt er



schon auf dem Stuhl und hat den Kleinen im Arm, und das Glück lacht ihm aus dem ganzen Gesicht. Und warum hat er dem Fischersepp, warum der Versuchung widerstehen können? Weil er mich liebt und achtet und daheim ein trauliches Stübchen findet. Und diese Gemüthlichkeit zu erhalten muß mein eifrigstes Bestreben sein. Die Liebe zu den Seinen und die Freude an seinem Heim müssen ihm über alles in der Welt gehen, dann ist er gegen jede Versuchung gefeit."

"Du bist halt ein Goldweib," entgegnete die alte Mutter, "mit dir hat der Lorenz mehr gewonnen, als wenn ihm das große Los zugekommen wäre."

"Ich thue bloß meine Pflicht und Schuldigkeit, Mutter. Der Lorenz arbeitet für uns, daß wir zu leben haben, und da ist es an mir, seiner Frau, daß ich ihm die Stunden des Dabeinseins so angenehm als möglich zu machen suche. Der Mensch ist kein Lastthier, das man für des Tages Sorgen und Mühen mit einer Krippe voll Futter entschädigen und befriedigen kann. Der Mensch hat sein Gemüth, welches Speise und Erquickung so gebieterisch verlangt wie der Leib. Das Herz will Freude und Liebe, und wo soll es sie finden, wenn nicht im traulichen Heim? Gewiß, es stünde in den meisten Familien besser, wenn die Frauen sich ihrer Pflicht voll bewußt wären, wenn sie die Mühe, dem Mann das Familienleben teuer und wert zu machen, nicht scheuten, wenn sie immer schmuck und appetitlich sich kleideten und für reinliche Wohnung und einen guten Tisch sorgten. Die Männer sind es, die für das Brot sorgen, das Leben erhalten; an uns Frauen liegt es, daselbe zu verschönern und zu veredeln."

So sprach Lisbeth. Das war ihre Meinung, und so handelte sie stets. Wenn ihr Mann morgens aufstand, fand er seine Kleider geordnet und gereinigt, die Stiefel gepußt und geschmiert, sodas er nur ein Stück nach dem andern anziehen konnte. Er fand keinen Riß in den Hosen, es fehlte kein Knopf an dem Kittel. Lisbeth, seine Frau, unterzog allabendlich den ganzen Anzug einer gründlichen Prüfung und besserte alle schadhafte Stellen aus. Am Morgen kochte sie zwar auch Kaffee, ehe sie aber diesen aufstellte, legte sie mit einer kräftigen Mehlsuppe erst einen guten Grund. Denn, meinte sie, ein schlampiger Kaffee ist nicht zureichend für einen streng arbeitenden Mann. Ging der Lorenz zur Arbeit, dann entließ sie ihn mit einem freundlichen "B'hiit' Gott", und kam er mittags heim, dann fand er einen gekehrten Stubenboden, einen wohlgedeckten Tisch. Es blühte und blinkte an allen Wänden und durch die schneeweißen Tüllvorhänge sah man auf die mannigfaltigsten Blumen, die, von Lisbeths sorgfamer Hand gepflegt, mit farbenprächtigen Neizen die Gesimse der Fenster zierten. Liebenswürdig und freundlich, wie sie ihn mittags entlassen, empfing sie den Mann abends, wenn er von der Arbeit müde und hungrig nach Hause kam. Nach dem Nachtessen, dem sie immer, wie auch mittags, einen Krug Bier zugab, ließ sie, derweil sie das Geschirr spülte, den kleinen Wilhelm den Vater in Anspruch nehmen.

War aber die Küche in Ordnung, dann brachte sie den Kleinen zu Bett und widmete sich ganz dem Mann. Sie erkundigte sich freundlich nach dem Verlauf seiner Tagesgeschäfte, erzählte ihm ihre häuslichen Erlebnisse, besprach sich mit ihm über die Haushaltung, las ihm auch hie und da etwas vor oder ließ sich, während sie strickte, von ihm vorlesen.

Wenn er dann so dasaß, die Pfeife im Munde, in stiller, schöner Häuslichkeit, umgeben von der Sorgfalt und Liebe seines Weibes, wenn er sich umsah in seinem reinlichen, traulichen Stübchen, dann kam er sich nicht arm, sondern reich, sehr reich vor, und er begriff nicht, wie er früher im Wirtshaus, im Tabakqualm und Spettakel sich hatte wohl fühlen können.



Bei solchem Leben kam Lorenz auch, was seinen Geldbeutel betraf, vorwärts. Er verdiente, da er seiner Tüchtigkeit und Nüchternheit wegen Geschäftsführer wurde, ein schönes Stück Geld, Lisbeth verstand gut, sich kein extra Meßhaus zu halten, und so konnten sie alle Monate ein hübsches Säckchen auf die Sparkasse tragen. Drei Jahre nach der Hochzeit reichte es zur Begründung eines eigenen Geschäftes, und heute kam man einem der besten Häuser in Wilmfingen ein großes Schild sehen mit der Aufschrift:

"Lorenz Huber, Zimmermeister."

Unerwartete Antwort.

Der ehemalige österreichische General von K., der sich einbildete, bei seinen Soldaten sehr beliebt zu sein, hatte sich von einigen Schmeichlern einreden lassen, er werde von seinen Soldaten nicht anders genannt, als "der Vater des Regiments". Um hiervon zu überzeugen, fragte er einst einen Rekruten "Mein Sohn, weißt du, wer ich bin?" — "Ja Herr, Sie sind der Herr General, der Herr General von K." — "Schön, antwortete dieser, wenn ihr aber unter euch wie nennt ihr mich da? Ich habe doch einen Namen?" Der Soldat grinste, sagte aber nicht, "Nun, du brauchst dich nicht zu genieren," ermunterte ihn der General, "sage es nur offen heraus, ich befehle es dir." Da galt nun kein Schweigen mehr, und, die Hände an der Hosennaht, rief der Rekrut: "Er awattel Schnapper, zu Befehl, Excellenz." Der Herr General wandte sich kurz um; er soll nie wieder einen Soldaten nach seinem Zunamen gefragt haben.



Der Erdöpfel-sepp.

Der Erdöpfel-sepp ist ein Mensch, den man mit dem heiligsten Recht der Welt

unter die Sonderlinge einreihen darf, und alles, was sich von Berchtesgaden bis Memel und von Ratibor bis Metz konservativ nennt, ist nichts im Vergleich mit meinem Erdöpfel-sepp; denn der ist konservativ bis in die Knochen und hängt mit einer Zähigkeit am Alten, die dem Streben nach den idealsten Gütern angemessen wäre.

Schon bei seiner Geburt machte er sich in auffallendster Weise bemerklich: statt nämlich, wie es heutzutage einem Menschentind geziemt, hübsch ruhig und anständig in die Welt zu kommen, fing er dagegen gleich beim ersten Atemzuge eine Krakeelerei an, die allen Ansprüchen an ein „braves Kind“ höhnsprach. Mit der Ausdauer und Fertigkeit eines Dachmarders setzte er zwei gut gemessene Stunden seinen ohrenbetäubenden Lärm fort, so daß die Hebamme ihrer Verzweiflung in den Worten Luft machte: „Karline, des Büebli het der Bös im Lib!“

Der „Karline“, die des Kindes Mutter und des Seilertons Frau war, kam der Ausspruch der Hebamme denn doch etwas zu derb vor. Sie sagte: „Ach schwätz doch nit e so ungattig vome so-n e kleine Ghind! Das Schreie g'fällt mer jo au nit. Aber me muß Siduld ha. Me weißt jo nit, wo's in some Ghind fehlt. Es cha Chrämpf oder 's Grimme ha, und wil's no nit schwächen und nit sage cha, wo's em fehlt, schreit's halt e Gottsunamme. Ach es e so chräftig schreit, ick doch e Zeiche, aß es g'sund ick. I will no lieber e g'sund Ghind, wo schreit, as e so-n e Serbel, wo si nit murt!“

„Numme kei Angst, er murt si no,“ sagte die Hebamme. „Siehst, es ick, wie wenn er di verstande hätt! Jetz brüelt er no ärger, wil du ihm so g'holse heisch!“

Der Chrämpf oder 's Grimme, wie seine Mutter gemeint, hatte aber das Büeble scheint's nicht. Denn nachdem er zwei Löffel voll Milch und drei Löffel Fenchelthee genossen hat, liegt er ganz ruhig und ordelt da und macht ein ganz nettes Hasenmüßle, ein Beweis, daß man ihn mit Essen und Trinken befriedigen, mit dem Hungernlassen aber ungemütlich machen kann, und diesen Beweis hat er im Leben noch oft erbracht.

Aber seine ersten Jahre ist nicht viel zu sagen. Nachdem er in der Taufe, während deren er sich

wieder sehr laut benommen hatte, den Namen Joseph erhalten, der zuerst in ein Sepple und später in einen Sepp umgewandelt ward, übte er sich vorerst im Kullen und im Pappessen, dann ging er als-g'mach zu Suppen, Brot, Knöpfeln und Kartoffeln über. Die letztern erklärte er durch gewaltigen Zuspruch als sein Leibgericht. Er verlangte morgens, mittags und abends nichts als „Häbi“, wie er die Kartoffeln nannte, weil das Essen der Kartoffeln ihm zwar eine Kleinigkeit war, dagegen das Aussprechen derselben beim besten Willen nicht gehen wollte.

Nachdem der Sepple unter der Zufuhr von Milch, Suppe und Häbi groß, mollig und rotbäcklig geworden war, machte er es wie andere Buben: er warf Steine nach Hunden und Katzen und nicht selten auch nach den gläserigen Fenster Scheiben des Nachbarns, der Wendelbaschi hieß und sich Sepples Bejuch in seinem Baumgarten schon oft allen Ernstes verbeten hatte. Aus diesem Garten aber sahen die bläulichschimmernden Zwetschgen, die rotbackigen Äpfel und die goldgelben Birnen so verführerisch zum Sepple herüber, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte. Mit der Schlaueit eines Fuchses paßte er die Zeit ab, die ihm Sicherheit zu bieten schien. Wenn der Wendelbaschi mit seinen Kühen aufs Feld fuhr, dann fuhr Sepple in Wendelbaschis Garten. Dort füllte er sich Kappe und Hosensacke bis zum Überlaufen, und er fühlte, daß solche Früchte, wenn erst einmal mit „Häbi“ und Mehlsuppe der Grund gelegt war, dem Magen recht wohl bekamen, und er konnte gar nicht begreifen, warum der Wendelbaschi ihm dieselben nicht gönnte. Und wenn Sepples Vater mit dem Wendelbaschi über des Buben falsche Mein- und Dein-Begriffe in Streit gekommen war und dann dem Sepple die Hosen spannte, damit das Meerdröhrli, das dem Sepple so verhasste Instrument, besser auf das Büdli eindringen konnte, und dabei sagte: „Du chaibe Bueb, was machsch du mir für Verdruß! Jetz sag, worum heisch Zwetschge g'stohle?“, dann sagte Sepple treuherzig: „He, wil's mi guet dunkt henn!“

Das waren aber Thaten, die sich andere Buben auch zu schulden kommen ließen. Die machten kein besonderes Aufsehen. Gemeindeberühmt wurde der Sepple erst in seinem sechsten Jahr und — wie poetisch — gerade am Palmsonntag. Sein Großvater hatte ihm einen schönen Palmen gepußt. Stechpalmen, Eeden, Buchs und Tannenreis wurden an der Spitze einer glattgeschälten Stange festgebunden, mit der Schaffschere kronenartig zugestutzt, und in diese Krone wurden als religiöse Symbole kleine, aus Holunderstäbchen verfertigte Kreuzchen eingesteckt und dann das Ganze noch mit langen, himmelnden Streifen aus farbigem Glanzpapier verziert. Die Palme war fertig, und sie kam dem Sepple so über alle Maßen schön vor, daß er dem Großvater an den Hals sprang und jubelnd rief: „Das ick aber e schöne Palme, Großväterli, fast wie im Himmel!“

Mit dieser Palme zog dann Sepple am Palmsonntag, stolz wie ein König, hinein in die Kirche seines Heimatortes, wo er sich mit andern Buben in den vordern Stühlen niederließ.

Die Kirche war dicht besetzt. Die Strahlen der Sonne durchzogen gleich goldenen Fäden die weißen, balligen Wolken des Weihrauchs und spielten mit den silbernen Leuchtern und andern Zieraten der Altäre. Sonst aber herrschte tiefste Stille in dem heiligen Raume. Die andächtige Menge harrete des „Herrn“, der heute außergewöhnlich lange auf sich warten ließ.

Und „lang“ schien es auch dem Sepple zu werden. Seine Blicke flogen von einem glitzernden Gegenstande zum andern, bis sie wohlgefällig auf den glatten, glänzenden Marmorstufen des Altars haften blieben. Kaum hatte Sepple es still vor sich hingegagt: „Sälli Stapfle sinn aber au nett glänzig und glatt. Dört chönt me schön schlifere druf!“, als er auch schon, noch ehe es jemand hindern konnte, vorn am Altar stand; zur größten Bestürzung und Entrüstung der Andächtigen benutzte er die Altarstufen als Schleifbahn und gleich so hitzig und lustig, daß die Leute meinten, es müsse jeden Augenblick ein Engel der Rache herniederfahren und den boshaften Buben züchtigen für dieses unerhörte Sakrilegium.

Der liebe Gott aber, der die wirklichen Beweggründe zu allen Thaten kennt und nach diesen urteilt und auch mehr Nach-



Die Strahlen der Sonne beschiene und verklärten die purpureerglühten Wangen des kleinen Sepple.

sicht mit uns hat als wir miteinander selbst, schickte keinen Racheengel. Die Strahlen der Sonne beschiene und verklärten vielmehr die unter der

Anstrengung purpureerglühten Wangen des kleinen Sepple. Nicht so still verhielt sich der Pfarrer, der dem Sepple von der Sakristei aus zusehen hatte. Er schickte seinen Adjutanten, den Siegristen, hin, und als dann der Sepple von diesem dem Pfarrer vorgeführt und vorgestellt wurde, sagte der Geistliche: „Du Lausbub, du misrabler, was fällt denn dir ein, daß du auf dem Altar schleifen gehst?“

„He, wil er so glitzerig und schlüpferig isch!“ antwortete der Sepple naiv.

„Ja weißt du nicht, daß dies eine Sünde ist?“ fragte der Pfarrer.

„He nai,“ sagte Sepple, „mer heinn jo d'r ganz Winter au g'schliferet uf em Is und es het niemes nit g'sait!“ erwiderte Sepple.

Diese Antwort versöhnte den Pfarrherrn. Er sah, daß er es hier mit keiner Bosheit, sondern mit kindlicher Unschuld zu thun hatte. Des Impionierens wegen zog er aber das Gesicht gleichwohl in Falten und sagte, indem er ihm einen Klapps gab: „Das ist eine Vaterstrafe. Gehst du aber wieder an den Altarstufen schleifen, dann kommt's besser!“

Nicht so verständig, wie der Pfarrer, urteilten die andern Leute. Sie sahen im Sepple eine Art Teufelsbraten und weisagten ihm Galgen und Rad, und die Hölle war nach Ansicht selbstgerechter Geschwestern ihm sicher. „Denn e so e Frechheit,“ sagten sie, „isch jo no nie erhört worde!“ Und diese heiligen Weibsbilder, deren Religion nur aus einem Gemisch von Beten und Beichten, von Dummheit und Lieblosigkeit gegen andere bestand, waren es, die dem Sepple, dem Kind, den Namen „Altarschlifer“ gaben.

Der Sepple war auf einmal berühmt oder doch wenigstens berüchtigt worden.

Aber der „Altarschlifersepple“ war gescheiter als manch ein großer Herr. Er machte sich aus seinem neuen Titel keinen Pflöckerling. Namenlos, berühmt oder berüchtigt, war ihm ganz egal. So lange er daheim Mehlsuppe, Knöpfle, Häbi und Milch hatte und die Zwetschgen und Apfel in's Wendelbaschis Garten nicht ausgingen, war er glücklich und guter Dinge.

Mehr Kopferbrechen als der neue Titel machte ihm die Schule mit allen ihren Schrecken. Denn trotzdem, daß die Mutter ihm einen nagelneuen Schulsaack vom besten Zwilch gemacht hatte, daß er recht gescheit werden sollte, wollten dem Sepple doch die „haibe Buchstabe und Zahle“ nicht in den Kopf, und gingen sie einmal hinein, dann waren sie am andern Morgen wieder ausgeflogen wie die wilden Tauben; denn sein Gedächtnis behielt wohl die Tage, an denen es Knöpfle, Pfluten oder Häbi gab, — „aber Buchstabe und Zahle, wo au gar nit fuettere,“ — nein, die blieben dem Sepple nicht im Kopf. Alle Mühe des Lehrers war umsonst, und er und der Sepple wurden erst Freunde an dem Tag, wo Sepple für immer der Schule entlassen wurde.

Daß man bei solchen Studierensfolgen weder Doktor

noch Geometer werden kann, ist ersichtlich. Der Seppel ging daher bei des Hübelegeris Leo, der seines Zeichens ein Schermauser war, in die Lehre, und der Leo war mit seinen Leistungen so zufrieden, daß er ihm bezüglich seiner Anstelligkeit bei der Schermauseri sein volles Lob erteilte.

Nachdem der Seppel zwei Jahre mit dem Leo gegangen war und im Vorbeigehen das Obst der verschiedenen Bäume auf seine Güte geprüft hatte, etablierte er sich selbst als „Muser“ und wurde, zum Unterschied von seinem Lehrmeister, der „Altarschlifermuser“ genannt.

Der Altarschlifermuser versah seine Arbeit gut und war von der Kunst seines Handwerks so überzeugt, daß er zu einem Reisenden, der im Bären einige Geschichten erzählt hatte, allen Ernstes sagte: „Ihr sinu no e g'scheite Ma, ihr chönnte no 's Muse lehre!“, als ob zum Schermausen ein ganz besonderes Genie erforderlich wäre.

Im übrigen war der Altarschlifermuser der Alte, der er immer gewesen. Trotzdem er nun mit dem Mäusefang und dem Besenbinden, dem er sich ebenfalls zugewandt hatte, Geld verdiente, trug er doch nur Pechschuhe, Zwilchhoisen und einen eben solchen Wams. Sein Hut hätte für eine Altertumsammlung noch einigen Wert gehabt, aber für einen jungen Kopf, selbst wenn derselbe auf dem Kumpf eines Schermusers sitzt, war derselbe doch auch gar zu schäbig und pechig. Außerte man diese Ansicht gegen den Muser, dann jagte er verwundert: „Worum, was ich mit dem Huet? Er git doch Schatten und Schermi und mehr ich nit nötig.“ Im Essen hielt es der Sepp ebenfalls wie früher. Suppe, Milch und Kartoffeln bildeten die Grundelemente seiner Nahrung, nur daß er zu den Kartoffeln nicht mehr

„Habi“, sondern „Erdöpfel“ sagte. Und diese Erdöpfel gingen ihm über alles. Zum Nägelechrömer, der ihn um Aufschluß über den Grund seiner schlechten Laune bat, sagte er bissig: „Worum i nitidig bi, witt wisse? Isch's e Wunder? Do bin i ins Mattmüllers am Muse gsi und ha nie lei Erdöpfeli kriegt, nit as Speck und Fleisch, und do sott i nit b'esse si?“ Dem Pfarrer, dem er einmal lustig und singend begegnete, gab er auf die Frage: „Warum so lustig, Muser?“ glückstrahlend zur Antwort: „Drum han i mi guete Tag hütt, Herr Pfarrer. I ha scho dreimol Erdöpfel gha hütt: de Morge Prägel, z' Mittag abg'schmelzt, und hütt z' Obe g'schwellti.“

Unter solchen Kartoffelfreunden kam die Zeit, wo Sepp mit andern Kameraden zur Aushebung oder Musterung mußte. Seine Angst war so groß, daß er an jenem Morgen die Prägel stehen ließ und mit dem nackten Kaffee den weiten Weg zur Stadt machte. Für diese Entfagung trug er aber abends auch einen großen Maien und das ihn hochbeglückende Wort „Frei“ nach Hause. Er war seiner Plattfüße wegen frei geworden, und dankte nun Gott im stillen für die Bärensohlen, derentwegen er so oft verspottet worden war. Sie hatten ihn ja militär-

frei gemacht und hinderten ihn bei der Musererei nicht nur nicht, sondern waren ihm noch förderlich, weil er in den weichen Matten nicht so leicht einsank.

Daß man aber trotz Plattfüßen ein Mann sein könne, bewies der Altarschlifermuser dadurch, daß er sich ein Kotelettchen wachsen ließ, das von den Ohren bis in die Mitte der roten Backen seine fuchsgelben Härchen ausstreckte. Dieses Backenbärtchen — ein Zeichen strammer Männlichkeit — und seine etwas blöde, aber treu blickenden Augen machten ihn den weniger bemittelten Dorfschönen noch begehrenswert. Doch nur des Schäfermichels Marei durfte sich seiner Gunst rühmen und hoffen, dereinst Altarschlifermuseri zu werden.

Der Vorzug, den er ihr zuteil werden ließ, bestand indessen nur darin, daß er ihr bei jeweiligem Begegnen ein freundliches: „Guete Tag, Marei!“ entgegenrief, während die andern Mädchen sich mit einem trockenen „Tag au!“ begnügen mußten. Dieser geringe Vorzug war aber auch genug, um die Marei in die süßesten Träume und Hoffnungen einzuwiegen. Sie war glücklich in dem Gedanken, daß sie einst Altarschlifermuserin werden würde.

Wer weiß, vielleicht hätte sie noch lange auf die Erfüllung ihres sehulichsten Wunsches warten müssen, wenn nicht ein großes Ereignis mitten in den Frieden des Dorfes hineingefahren wäre: der Esjörgle, ein altes, dürrs Männli, das vierzig Jahre zur Zufriedenheit aller die Schweine gehütet hatte, war plötzlich und unangemeldet gestorben. Durch diesen Tod wurde das ganze Dorf in Aufregung versetzt. Denn jetzt waren die Schweine, diese fett- und speckverheißende Herde, hut- und führerlos. Der verstorbene und der neu zu ernennende Schweinehirt lieferten nunmehr den ausschließlichen Stoff zum Kaffee- und Brunnenklatisch. Man schlug vor und verwarf und konnte sich über die Besetzung des schweinehirtlichen Amtes nicht einigen. Einen Eintweiligen aber mußte man haben, weil die Schweine in den Ställen durch ganz unerquickliches Grunzen über das Eingesperrtsein murrten und hinausgeführt sein wollten.

Dem Altarschlifermuser übertrug man daher, als dem zunächst in Frage kommenden, das Amt für vorübergehend. Da er es gut verwaltete, pünktlich ein- und ausfuhr, wurde man schlüssig, ihn in seiner neuen Stellung zu belassen. So schlugen die Weiber vor, und der Gemeinderat vollzog die feierliche Ernennung und wies ihm die alte Hirtenhütte als Wohnung an.

Das neue Hirtenamt und die damit verbundenen Einnahmen befriedigten den „Altarschlifermuserhirten“, wie er jetzt genannt wurde, vollkommen. Nur machte es ihm Kummer, daß er dem Schermausen nicht mehr so gut obliegen konnte.

Dieses alles überdachte sich der Sepp an einem regnerischen Sonntagmorgen, als er daheim beim Rachelosen saß. „'s ich nit anderscht,“ sagte er, „d' Marei muß her; derno cha me beidi G'schäfter recht bitribe. Sie muß hütete, wenn i nit der Zit ha

und ich gang goh muse und mach Besse. So ver-
diene mer beide unser Brot!"

Nachdem der Sepp Speck und Sauerkraut, die
er sich selbst gekocht, gegessen hatte, salbte er seine
Stiefel etwas gründlicher als gewöhnlich, fuhr auch
mit einer alten Bürste einmal über Hosen und Kittel.
Das Haar und der Bart wurden mit dem Kamm
gestriegelt und geglättet. Als dies geschehen und
der das ganze Kinn einschließende und bis an die
Ohren aufstehende Vatermörder noch mit einem
schwarzen Halstuch umbunden war, schloß Sepp
seine Hütte und ging geradenwegs zu 's Schäfer-
michels.

Die Marei hatte ihn schon von weitem kommen
sehen. Sie war aufgesprungen, hatte vor dem Spiegel
die Haare geordnet, eine bessere Schürze vorgebunden,
und jetzt, als der Sepp eintritt, sieht sie schon wieder
über der Legende und liest die Lebensgeschichte des
heiligen Antonius von Padua so eifrig, als ob sie
vom Nahen Sepp's nicht die leiseste Ahnung hätte.

"Grüß Gott, Marei!" sagte der eintretende Sepp.
"He Sepp!" fuhr sie verwundert auf, "bißch du
do, wemme-n an nüt denkt. I hätt' emol nit denkt,
aß du hütt zue uns chömisch. D'r Batter und d'
Mueter sinn in d' Stadt. Aber sei einewäg will-
kumm!"

"Bin i willkumm, Marei?" fragte der Sepp. "s
ich rächt, wenn i willkumm bi. Denn i will dir gli
sage, worum i do bi: De waisch, aß i jetzt Säuhirt
wore bi. Säu hütete und muse und Besefinde cha
me-n aber nit mitenander. Drum sott i e Hüß ha,
wil i doch keis vo dene G'schäfter gern usgieb.
Jez sag, Marei, witt du mi Frau ge?"

"He Sepp!" entgequete Marei, die nach Art ihres
Geschlechtes sich äußerlich sperren zu müssen glaubte,
während sie doch innerlich aufjubelte, "he Sepp,
wo denkst du hi?"

"Nach feini Dummheite, Marei," sagte aber der
Sepp. "I mueß e Frau ha und du wärsch mer
die liebste. Wenn d' aber nit witt, so nimm i 's Schueh-
machers Lene. Jez sag: Witt, oder witt nit?"

Als die Marei so mit sich reden hörte, wurde sie
hingebender: "He vom Nitwölle, Sepp, ich kei
Sprooch. I mueß sage, aß i di gern ha. Aber
ob i dir nit z' gring bi. Du chömisch am End
au no e Richeri oder e Schöneri kriege, as ich bi."

"Schwaks kei so eisältig Büg, Marei!" sagte Sepp.
"Wenn i dich nit wott, so wär' i nit do. 's ich
abg'macht: in vier Wochen ich Hochzit, oder nit?"

"He wenn's denn si mueß, Sepp, e Gott'sname,"
gab Marei züchtig zurüd.

Marei's Eltern horchten hoch auf, als ihnen die
Tochter beim Nachhausekommen von Sepp's Wer-
bung erzählte. Aber sie waren einverstanden, und
Mutter und Tochter machten sich aus Nichten der
Aussteuer: eine tannene Bettlade, ein Strohsack und
ein Deckbett, eine Kleiderkiste, etwas Küchengehirn
und ein paar Kleider und Wäsche bildeten die ganze
Bescherung, und Marei kam sich damit reich vor.

Am Hochzeitstag kam ein schwerer Schinken ins

Sauerkraut und auch etwas Wein auf den Tisch.
Sonst aber ging alles ganz einfach her und nur Marei's
Eltern (dem Sepp seine waren gestorben) hatten
die Ehre, am Hochzeitmahle teilnehmen zu dürfen.
Marei hatte zwar noch ein paar Beitem und Baste
einladen wollen; aber der Sepp, der sonst in allem
etwas schwerbegrifflich war, zeigte sich beim Sparen
immer als ausgeprägtes Genie. Als ihm Marei
erklärte, daß man bei Umgehung der Verwand-
schaft von derselben verscholten werden würde, sagte
Sepp: "Und wemme sie iladet und tränkt und
fuetteret, bis sie überlaufe, so ich's doch nit g'nueg
und sie verscholten ein noher doch. G'scholte wird
me-n ein Wäg wie d'r ander. Also zu was au no
fuettere? Do esse mer doch lieber unser
Sach' selber!" und Marei, die schon



"Bin i willkumm, Marei?" fragte der Sepp.

wiederholt erfahren hatte, daß der Sepp die Hosen
anbehalten wolle, fügte sich seinem Willen.

Nach der Hochzeit lebten Sepp und Marei ganz
zufrieden und teilten sich brüderlich in Genuß und
Arbeit. Frühmorgens, wenn die Marei die Haus-
haltungsgeschäfte besorgte, trieb Sepp die Schweine
aus und hütete bis acht Uhr. Dann kam die Marei
und übernahm die Hut, Sepp aber ging entweder
der Schermauferei oder dem Besenbinden nach.

Am Samstag hatte Sepp, nach seiner Ansicht,
immer Feiertag: er fuhr mit einem hochgeladenen
Karren Besen in die Stadt, und wenn er dieselben
verkauft, das Geld eingestrichen, den Schweiß von
der Stirn gewischt hatte und dann seine zwei Glas
Bier und eine Portion Badsteinkäs genöß, kam er
sich reich wie ein König vor, und es ist fraglich, ob
er nicht noch glücklicher war. Der Marei aber brachte
er zum Sonntagskaffee einen großen Weden mit.

Das waren die sämtlichen außergewöhnlichen Auslagen und die einzigen Genüsse, die sich Sepp und Marei außer ihrer Alltagskost, die meistens aus Suppen, Kartoffeln, Kaffee und Mehlspeisen bestanden, erlaubten, und so konnte es nicht ausbleiben, das des „Altarschlifermuserhirten“, wie sie jetzt genannt wurden, nach und nach ein für ihre Verhältnisse artiges Sümmdchen auf die Seite brachten.

Dieses Sümmdchen war aber auch Sepps größte Freude und sein höchster Stolz. Wenn andere Männer Sonntags zum Bier gingen, dann weidete sich Sepp am Anblick seiner blanken Thaler und er sagte zur Marei: „s isch e Freud, Marei! Unser Geld wird immer mehr. Sieh ach, mir werde no Millionär!“ Das sagte er in vollem Ernst, weil ihm für die Millionensumme der Begriff fehlte.

Nachdem Sepp und Marei auf diese Weise einige Jahre gehaust, gespart und gearbeitet hatten, machte Sepp eine „Erfindung“, die ihn mindestens ebenio beglückte, wie den Kolumbus die Entdeckung Amerikas: er stieß eines Tages auf der Sauweide an ein kleines, noch zartes Kartoffelstaudchen, das er sofort mit Pfählen und Brettern verbarrikadierte, um es so vor den Gelüsten und Nüsseln seiner Schweine zu schützen.

„Hütt, Marei,“ sagte er beim Nachhausekommen, „hütt, Marei, han i e Fund g'macht, i gäb' en nit um viel Geld. Denk numme, uf d'r Weid han i e Erdöpfelstude troffe, sie blüeht und trüeht, me schönt's nit besser wünsch. 's isch e Bwis, aß do uf d' Erdöpfel g'rote. I will bi nächstem d'r Bürgermeichter froge, ob mer e Stück abawe dörf.“

„I mein,“ sagte Marei, „s wär besser, wenn mer gli e paar Zucherte chaufe thäte, — tür cha's jo nit si und d' Sauweid isch no überus groß g'ueg, wemme d' Hälfti abaut. Wemmes haust, so g'hört's ein und goht niemes nit a, was mer mit macht. Hätt' me's aber nummen e so um d'r Gottswille, so wurden anderi Lüt nidig und me schönt's ein jederzit wieder neh.“

„De heisch bigost rächt, Marei, mer chaufe's, derno isch alles ebe!“ gab Sepp zurück.

Die Sauweide war ein zwischen dem Abhang eines felsigen Berges und dem Dorfbache sich lang, steinig und struppig hinziehendes Gelände, dem kein Mensch größere Ertragsfähigkeit zutraute. Als daher der Bürgermeister Sepps Antrag in der Gemeindeversammlung befürwortend vorlegte, war alles mit dem Verkauf eines Teiles der Weide einverstanden.

„D' Weid,“ sagten sie, „isch einewäg no überus groß g'ueg und 's git doch wieder e weng Geld in d' Gemeinssasse. Rich wird aber d'r Sepp nit derdur. Doch — deß sinn fini Sache!“

Das waren nun allerdings Sepps Sachen. Nachdem er fünf Zucharten bezahlt hatte mit zweihundertfünfzig Mark, verwandte er seinen ganzen Fleiß auf die Kultur derselben. Im Frühjahr, wenn frühmorgens andere Leute noch zu Bette lagen, arbeiteten er und Marei schon in Schweiß ihres Angesichtes auf ihrem neu erworbenen Eigentum. Der Sepp

sprenge Steine und Stöcke aus und Marei verbrannte, was Holz und Gras war, und die Asche gab den köstlichsten Dünger.

Nach zwei Jahren hatten sie das ganze von ihnen erworbene Grundstück urbar gemacht, und da, wo früher nur Steine, Weiden, Brombeer- und anderes Gestrüpp zu sehen waren, blühten jetzt weißbläulich die Kartoffeln und grüngelblich der Hafer, zur großen Bewunderung der Dorfbewohner.

Um seine auf dem Grundstücke gezogenen Kartoffeln gut verwerten zu können, verlegte sich der Sepp auf die Schweinezucht und diese trug ihm so viel ein, daß er sich an Stelle seiner alten Hütte ein ganz artiges, einstöckiges Häuschen bauen konnte, dessen Vorderseite von einem Gemüsegarten eingeghegt wurde, in welchem Marei alle in der Küche erforderlichen Gemüse und Gewürze mit demselben Erfolge baute.

Der Altarschlifermuser, dem in seiner Kindheit die Menschen Rad und Galgen prophezeit hatten, wurde allmählich von jedermann geachtet, und diese Achtung der Leute steigerte sich ungemein, seitdem Sepp einen Staatspreis von dreihundert Mark erhalten hatte, den ihm der Kulturinspektor erwirkt hatte, weil er die früher so verwilderte Weide in guten Zustand gebracht hatte.

Der Sepp, der nicht dabei war, als die glänzenden Talente verteilt wurden, der in mancher Hinsicht als beschränkt gelten konnte, hatte es doch unter sorgsamer Zuratziehung seiner wenigen Pfunde zu Vermögen gebracht und wurde nun allgemein geachtet, während viele seiner gescheiterten Schulgenossen, weil sie ihren Gaben nicht den nötigen Fleiß und den erforderlichen Charakter zur Seite stellten, im Elend oder in der Schande untergingen.

Der Erdöpfelsepp, wie ihn die Leute jetzt wegen seiner ergiebigen Kartoffelkulturen nannten, sollte sich aber nicht nur Geld und Achtung, sondern auch die Liebe aller erwerben, und das ging so zu: Der Nägelechrömer hatte seinen Petroleumfassern das Licht zu nahe gebracht, was zur Folge hatte, daß das mit brennbaren Stoffen erfüllte Haus im Nu in hellen Flammen stand.

Die ganze Familie, die ziemlich zahlreich war, hatte kaum noch Zeit, dem erstickenden, gelb-schwarzen Rauch und den züngelnd um sich greifenden Flammen zu entgehen, und der Nägelechrömer sagte, als er mit seinen Familiengliedern im Freien war: „Gottlob, aß mer wenigstens alli g'rettet sinn!“ Er sah in seiner Verwirrung nicht, daß der kleine Hansle fehlte.

Das Bueble hatte sich bei dem Drunter und Drüber, weil im ersten Stockwert alles brannte, Rettung suchend in den zweiten Stock gemacht und dort droben stand es jetzt, schreiend und zappelnd, — unter ihm das Feuer, oben an ihm die Flammen und der zum Einsturz sich neigende Dachstuhl, jede Minute konnte seine letzte sein, und nur dem Umstand, daß es sich instinktmäßig auf den im zweiten Stock sich befindlichen großen Kachelofen geflüchtet hatte,



war es zu danken, daß es bis jetzt überhaupt noch nicht von den Flammen erfasst worden war. Der Schrecken der Leute und die Bestürzung waren groß und die Verzweiflung der händeringenden Mutter grenzenlos. Aber das Büblein aus dem Feuer holen, — niemand wagte es. Unten durch die Flammen konnte man nicht, und oben drohte der immer mehr sich neigende, brennende Dachstuhl.

Der Vater rang die Hände, die Mutter wälzte sich am Boden, die Leute standen im Banne des Schreckens, — da stürzt eine Gestalt auf die rat- und thatlose Menge, wirft sich Weg bahrend, einige über den Haufen, stellt eine Leiter an das Haus und holt aus Rauch und Flammen das zappelnde Büblein heraus.

Ja, der oft verhöhnte und früher so gering geschätzte Erdböpfelsepp hat dem Nägelechrömer sein Kind aus Wasser, Dampf, Rauch und Flammen geholt und legt es jetzt der mehr toten als lebendigen Mutter in den Schoß.

Selbstverständlich drängte sich jetzt alles um den Erdböpfelsepp, um ihm zu gratulieren und zu danken. Der aber löschte seine brennenden Kleider und sagte: „Halte d' Gofche-n, ihr Mulasse!“, dann rannte er spornstreichs nach Hause.

Das Büble war gerettet, der Nägelechrömer gut



Sepp holt aus Rauch und Flammen das zappelnde Büblein heraus.

versichert, also hier der Schaden nicht groß. Doch der Erdböpfelsepp hatte einige Wochen an seinen Brandwunden zu heilen. Der äußere Schmerz

wurde aber vielfach aufgewogen durch das innere Glück, das jeder guten That folgt, und den Schaden ersetzten ihm die Dorfbewohner, die nun den Sepp mit ganz anderen Augen ansahen, und die goldene Rettungsmedaille war auch noch ein nicht zu verachtender Balsam. Als der Beamte, der sie dem Sepp im Namen des Landesherrn überbrachte, diesen fragte: „Aber was haben Sie auch gedacht, als Sie so mutig ins Feuer gingen?“ antwortete Sepp: „Nüt han i denkt. 's Chind het mi halt durt, drum han i's g'holt!“



Der Sepp hat bewiesen, daß der Satz: „Die ersten können die letzten, die letzten die ersten werden!“ auch heute noch Geltung hat.

Der Tod ver-söhnt.

Von Maximilian Schmidt.

iner der Hauptwilderer im Reviere der Jachenau war der Schrullerhans, ein Kleinhausler, der sonst als fleißiger Arbeiter galt und sich durch Legschindelklüben, wozu er das Holz vom Forste bezog, den Unterhalt für seine kleine Familie verschaffte. Aber mitten im Walde zu wohnen, wofelbst oft das Wild vertraut bis an die Hütte des Schrullers herantam, war doch zu verführerisch für einen Bergler, der in seiner Schlafkammer ein Paar geladene Zwillinge hängen hatte und als guter Schütze weit und breit bekannt war. Er hatte es nicht des Gewinnes halber nötig zu wildern, aber er konnte seinem Triebe nicht widerstehen. Die ungestüme Jagdlust reißt ja die Jugend und das Alter aller Stände hin, so daß sie eher ein angeborener Trieb unserer tierischen Natur zu sein scheint, wodurch aller Unterschied von Rang und Bildung ausgeglichen wird, als eine durch Anstrengung und Uebung gewonnene Eigenschaft. Der Forstmeister wollte aber so etwas nicht gelten lassen.

„Schrullerhans,“ sagte er einstmals zu ihm, „paß auf! Wenn ich dich einmal erwisch', dann gehst's dir schlecht, dann ist's g'seh'n um dich!“

Der Schruller lachte und meinte: „Wenn i wüßti wär', für was mi der Herr Forstmoasta anschaut, so sehget i mi schon rechtichaffen für, just weil i woß, wie der Herr Forstmoasta g'stimmt is. 's kömmet halt drauf an, wer der G'schwinder wär', Herr

sie in den 3-Uhr-Zug, es giebt dir einen kleinen Spaziergang, du machst dir ohnedies zu wenig Bewegung. Damit du die Karte ja nicht vergiffest, stecke ich sie dir an den Hut." Und damit war sie auch schon zum Hause hinaus. Der Herr Professor aber hatte die Sache bald wieder vergessen, und wahrscheinlich war nur das schöne Wetter daran schuld, daß er sich kurz vor 3 Uhr zum Ausgehen ansetzte und, fast unbewußt einer dunklen Ahnung folgend, die vergessene Karte am Hut, den Weg zum Bahnhof einschlug. Am Bahnhofs angekommen, ging er in langen Schritten den Perron auf und ab. Es quälte ihn etwas, er hätte aber um keinen Preis gewußt, was; mechanisch sah er die Passagiere des eben ankommenden Zuges aussteigen und an sich vorbeihuschen. Nur einer huschte nicht vorbei, sondern stürzte geradeswegs auf den armen Professor zu, eine lächerlich aufgepumpte alte Jungfer mit einem Rosenstrauß, der seine zwei Kilo gewogen haben muß. Es war dies das Rosensträußchen, das als Erkennungszeichen dienen sollte. Der merkwürdige Bräutigam aber schien davon gar keine Notiz zu nehmen. Da glaubte das Babettle das peinliche Schweigen brechen zu müssen, und mit süßer Stimme lispelte es: "Es war wirklich sehr gut, daß Sie die Idee mit der Postkarte hatten, denn nach der Photographie allein hätte ich Sie wirklich nicht erkannt, Sie tragen ja viel längere Haare und sehen auch etwas älter aus als auf dem Bild, es ist gewiß eine frühere Aufnahme." "Von welchem Bilde sprechen Sie? Sie kennen mich also?" "Und ob ich Sie kenne. Ihr edler Charakter spricht ja aus jeder Zeile Ihres lieben Briefes." Der Professor schüttelte verwundert den Kopf, dann aber hatte er einen Gedanken: "Sie meinen wohl meine Briefe an eine einsame Seele?" Dies war nämlich der Titel des neuesten Buches des Herrn Professors. Aber davon wußte nun wieder das Babettle nichts; sie seufzte tief und sagte: "Ja, eine einsame Seele war ich ja leider bis jetzt, aber das soll ja nun gottlob anders werden. Was machen denn die lieben Kinderchen?" — "Sie meinen wohl meine kleinen Schülerinnen? Ich kann wohl sagen, daß ich mit meiner diesjährigen Klasse recht zufrieden bin." Jetzt war die Reihe des Nichtverstehens am Babettle. Ach, sie hatte sich ihren Bräutigam doch so ganz anders gedacht, jünger und von einfacheren Manieren. Der Herr neben ihr sah auch eher aus wie der Herr Dekan im Städtle und nicht wie ein ehrbarer Schornsteinfegermeister. Aus den quälenden Zweifeln sollte sie bald erlöst werden. Sie war an der Seite des sonderbaren Herrn schon ein ziemliches Stück durch die Bahnhofstraße gegangen, als eine Dame plötzlich vor ihnen stehen blieb und im höchsten Erstaunen ausrief: "Aber um Gottes willen, Johannes, wie siehst du aus! Du hast ja meine Postkarte noch am Hute stecken, die Leute lachen dich ja aus," und mit leiser Stimme fügte sie hinzu: "Und wer ist denn diese Vogelscheuche mit dem unsinnigen Bouquet?" Die Frau Professor war nämlich ihrem

Manne entgegengegangen, weil die Frau Geheimrat ihre Gäste nicht hatte empfangen können, denn ihr jüngstes Kind hatte die Masern bekommen. Eine Zentnerlast fiel dem Herrn Professor vom Herzen. Die Postkarte zu besorgen, hatte er freilich vergessen, und daß ihm zu Hause seine liebe Frau die Bouquet nicht ersparen würde, wußte er auch. Dafür hoffte er aber auch sicher, daß ihn seine Frau von der lästigen Begleiterin befreien werde. Es wäre nun zwar der Frau Professor eine Kleinigkeit gewesen, dem sonderbaren Tête-à-tête ihres lieben Mannes ein Ende zu machen, der Himmel aber hatte es anders gefügt, denn als Erlöser nahte nun der richtige Mann in der Gestalt des Herrn Schornsteinfegermeisters Müller, der keuchend und schnaubend die Bahnhofstraße hinauf lief und vor Babettes riesigem Rosenbouquet wie gebannt stehen blieb. Da ging auch die holde Ahnung eines Irrtums im Herzen des Babettle auf und die weltgewandte Frau Professor fand nun am ersten das Wort, daß hier wohl ein Mißverständnis vorliege, und so war denn schon nach einigen Minuten die Unterredung des Babettle mit seinem Künftigen nicht weiter von Unberufenen gestört. Der Herr Schornsteinfegermeister Müller hatte nämlich mit seiner Toilette nicht zur Zeit fertig werden können, wie das ja bei einem Schornsteinfegermeister leicht zu begreifen ist.



Als Erlöser nahte nun der richtige Mann in der Gestalt des Herrn Schornsteinfegermeisters.

Ob sich die beiden Herzen zu einander gefunden haben? Der Hinkende möchte die Frage fast bejahen und vielleicht kann er seinen Lesern später einmal mitteilen, wie es dem Babettle und seinem Herzliebsten im Stande der heiligen Ehe ergeht.

Bedenkliches Farbenspiel.

Gast: "Seit wann ist die rote Kathi, die gute Köchin, von Ihnen fort?" — Wirt: "Halten zu Gnaden, sie ist ja noch immer bei mir." — Gast: "Nicht möglich, sonst fand ich immer rote Haare in der Suppe und heut schwarze."

Forchtmoasta — auf der Scheiben dawisch i nit selten 'n Punkten, dös woaß der Herr Forchtmoasta von eh und —“

Der Schruller lachte dem Beamten ins Gesicht. „Was willst damit sagen, elendiger Tropf?“ rief der Forstmeister.

„Ja no“, erwiderte der andere. „Was kannst sagen? Muast's mi halt amal dawischen.“

„Dann gnad' dir Gott!“ rief der Forstmeister und entfernte sich, einen Fluch vor sich hinhurmeln.

Kurze Zeit darauf traf es sich, daß der Schullehrer, welcher auch in der Kirche die Orgel zu spielen hatte, Familienverhältnisse halber auf kurze Zeit in Urlaub ging. Der Forstmeister, ein ausgezeichneter Orgelspieler und mittelmäßiger Sänger, hatte dem Pfarrer sein Wort gegeben, Sonntags und vorkommenden Falles auch während der Woche anstatt des Lehrers die Orgel beim Gottesdienste zu spielen.

Da verbreitete sich in der Gegend die Kunde, der Schrullerhans sei im Walde tot aufgefunden worden. Er hatte einen Rehbock erlegt und war soeben damit beschäftigt, denselben aufzubereiten, als ihn ein Herzschlag traf und seinen Tod verursachte. Die Witwe des Wilderers bestand darauf, daß diesem ein ordentliches Begräbniß zuteil werde, was der Pfarrer nicht verweigern konnte; ebenso bezahlte sie ein gelingendes Totenamt. Dabei aber mußte die Orgel gespielt, mußte gesungen werden. Der Lehrer war fort und außer dem Forstmeister niemand in der ganzen Gegend, der zu spielen und zu singen verstand.

Der Pfarrer forderte ihn daher auf, sein Wort zu halten und für den Lehrer die versprochene Ausbülfe zu leisten. Der Forstmeister war in peinlicher Lage. Er sollte für einen Wilderer das Requiem singen! Das war zu viel verlangt. Aber er mußte sein Wort halten, so schwer es ihn auch ankam. Eigentümlich war es, daß bei diesem Gottesdienste alle im Verdacht stehenden Wilderer zugegen waren und für die Seele ihres Kollegen beteten, wozu sie das schöne Orgelspiel und der allerdings mittelmäßige Gesang des Forstmeisters besonders andächtig stimmten.

Auch nach dem Gottesdienste blieb dem Forstmeister nichts anderes übrig, als zu alledem gute Miene zu machen, und als gar die Schrullerin mit ihren Kindern zu ihm kam und sich bei ihm bedankte, daß er ihrem Manne, der ihn für seinen ärgsten Feind gehalten, eine solche Ehre erwiesen, sagte er in gemüthlicher, aber doch zweideutiger Weise: „Der Tod verjöhnt, und seinem Feind ins Grab nachsingen ist Christenpflicht.“

„Und Ds habt's eam gar no' nach'orgelt!“ erwiderte die Frau. „Dös war schon a rechts' Freundschaftsstud. I moanet, der Hansl hätt' drüber aus lauter Freud' no'mal im Grab aufspringa müssen.“

„Laß ma'n ruh'n im Frieden,“ versetzte der Forstmeister rasch und anscheinend salbungsvoll.

Als aber das Weib fort war, rief er: „Das wär' mir das rechte! D' Wilderer wieder lebendig machen! Schullehrer, mich kriegst nimmer dran!“

Der Mann mit der Postkarte.



ine Freundin von der Katharine, die dem geneigten Leser aus der Geschichte vom Herrgöttli im 1900er wohl noch bekannt ist und die das kanonische Alter ebenfalls längst überschritten hat, hat's auch noch gepackt, das heißt, sie wollte parti' einen Mann haben, und da es nicht anders gehen wollte, setzte sie sich eines schönen Tages hin, schrieb ein Inserat

über das sich die Engel im Himmel hätten freuen müssen, so viel Süßes und Liebes stand drin, von Egelglück und vom Segen der Häuslichkeit, von Sanftmut und Herzengüte, so daß der Glückliche, den das Babettle zum Mann bekam, den Himmel eigentlich schon auf dieser Welt hätte haben müssen. Und es biß auch wirklich einer an, ein Witwer mit drei kleinen Kindern, seines Zeichens ein Schornsteinfegermeister, und die sind bekanntlich alle meist in guten Verhältnissen. Das Babettle konnte vor Aufregung und Freude fast den Brief nicht zu Ende lesen, in welchem der Eheandidat sie um eine Zusammenkunft bat, und sie möge, da sie doch mehr Zeit habe als er und er auch nicht gut von den Kindern weg könne, die kleine Reize in die Residenz, wo er wohnte, nicht scheuen. Nein, die scheute das Babettle wahrhaftig nicht, sie wäre nach China gegangen, wenn sie dort den Mann ihres Herzens hätte finden können. Eine Photographie lag dem Briefe auch bei, und das Äußere ihres Künftigen hätte sogar noch größeren Ansprüchen als denen der Jungfer Babettle genügen können. Um aber ganz sicher zu gehen, hatte der praktische Schornsteinfegermeister ihr vorgeschlagen, er werde sich eine Postkarte an den Hutrand stecken, ein Erkennungszeichen, das sie gewiß nicht werde übersehen können, sie dagegen möge ein Rosensträußchen als Erkennungszeichen wählen. So süß hatte das Babettle noch nie geschlafen und sie konnte kaum den Tag des großen Ereignisses erwarten.

An demselben Tag aber, an dem das Babettle den verheißungsvollen Brief erhalten hatte, es war um Johanni, erhielt auch die Frau Professor Wolkenstieher einen Brief von ihrer Schwester, worin dieselbe ihr die freudige Mitteilung machte, daß sie mit ihren beiden Kindern für einige Zeit zum Ferienaufenthalt für die Kleinen zu ihr zu kommen gedente, natürlich nur, wenn es ihr gut passe und was dergleichen Bedensarten mehr sind. Der Frau Professor paßte das aber ganz und gar nicht, denn an Johanni wollten sie umziehen. Flugs setzte sie sich deshalb hin und schrieb der Schwester eine Karte. Sie selbst war an diesem Tage zu einer Kaffeervisite eingeladen und hatte höchste Eile. Deshalb sagte sie zu ihrem Manne: „Lieber Johannes, möchtest du mir nicht die Karte zur Post besorgen, oder noch besser, du trägst sie gleich an die Bahn und steckst

sie in den 3-Uhr-Zug, es giebt dir einen kleinen Spaziergang, du machst dir ohnedies zu wenig Bewegung. Damit du die Karte ja nicht vergiffest, stecke ich sie dir an den Hut.“ Und damit war sie auch schon zum Hause hinaus. Der Herr Professor aber hatte die Sache bald wieder vergessen, und wahrscheinlich war nur das schöne Wetter daran schuld, daß er sich kurz vor 3 Uhr zum Ausgehen ansetzte und, fast unbewußt einer dunklen Ahnung folgend, die vergessene Karte am Hut, den Weg zum Bahnhof einschlug. Am Bahnhofs angekommen, ging er in langen Schritten den Perron auf und ab. Es quälte ihn etwas, er hätte aber um keinen Preis gewußt, was; mechanisch sah er die Passagiere des eben ankommenden Zuges aussteigen und an sich vorbeihuschen. Nur einer huschte nicht vorbei, sondern stürzte geradeswegs auf den armen Professor zu, eine lächerlich aufgepumpte alte Jungfer mit einem Rosenstrauß, der seine zwei Kilo gewogen haben muß. Es war dies das Rosensträußchen, das als Erkennungszeichen dienen sollte. Der merkwürdige Bräutigam aber schien davon gar keine Notiz zu nehmen. Da glaubte das Babettle das peinliche Schweigen brechen zu müssen, und mit süßer Stimme lispelte es: „Es war wirklich sehr gut, daß Sie die Idee mit der Postkarte hatten, denn nach der Photographie allein hätte ich Sie wirklich nicht erkannt, Sie tragen ja viel längere Haare und sehen auch etwas älter aus als auf dem Bild, es ist gewiß eine frühere Aufnahme.“ „Von welchem Bilde sprechen Sie? Sie kennen mich also?“ „Und ob ich Sie kenne. Ihr edler Charakter spricht ja aus jeder Zeile Ihres lieben Briefes.“ Der Professor schüttelte verwundert den Kopf, dann aber hatte er einen Gedanken: „Sie meinen wohl meine Briefe an eine einsame Seele?“ Dies war nämlich der Titel des neuesten Buches des Herrn Professors. Aber davon wußte nun wieder das Babettle nichts; sie seufzte tief und sagte: „Ja, eine einsame Seele war ich ja leider bis jetzt, aber das soll ja nun gottlob anders werden. Was machen denn die lieben Kinderchen?“ — „Sie meinen wohl meine kleinen Schülerinnen? Ich kann wohl sagen, daß ich mit meiner diesjährigen Klasse recht zufrieden bin.“ Jetzt war die Reihe des Nichtverstehens am Babettle. Ach, sie hatte sich ihren Bräutigam doch so ganz anders gedacht, jünger und von einfacheren Manieren. Der Herr neben ihr sah auch eher aus wie der Herr Dekan im Städtle und nicht wie ein ehrbarer Schornsteinfegermeister. Aus den quälenden Zweifeln sollte sie bald erlöst werden. Sie war an der Seite des sonderbaren Herrn schon ein ziemliches Stück durch die Bahnhofstraße gegangen, als eine Dame plötzlich vor ihnen stehen blieb und im höchsten Erstaunen ausrief: „Aber um Gottes willen, Johannes, wie siehst du aus! Du hast ja meine Postkarte noch am Hute stecken, die Leute lachen dich ja aus,“ und mit leiser Stimme fügte sie hinzu: „Und wer ist denn diese Vogelscheuche mit dem unsinnigen Bouquet?“ Die Frau Professor war nämlich ihrem

Manne entgegengegangen, weil die Frau Geheimrat ihre Gäste nicht hatte empfangen können, denn ihr jüngstes Kind hatte die Masern bekommen. Eine Zentnerlast fiel dem Herrn Professor vom Herzen. Die Postkarte zu besorgen, hatte er freilich vergessen, und daß ihm zu Hause seine liebe Frau die Bouquet nicht ersparen würde, wußte er auch. Dafür hoffte er aber auch sicher, daß ihn seine Frau von der lästigen Begleiterin befreien werde. Es wäre nun zwar der Frau Professor eine Kleinigkeit gewesen, dem sonderbaren Tête-à-tête ihres lieben Mannes ein Ende zu machen, der Himmel aber hatte es anders gefügt, denn als Erlöser nahte nun der richtige Mann in der Gestalt des Herrn Schornsteinfegermeisters Müller, der keuchend und schnaubend die Bahnhofstraße hinauf lief und vor Babettes riesigem Rosenbouquet wie gebannt stehen blieb. Da ging auch die holde Ahnung eines Irrtums im Herzen des Babettle auf und die weltgewandte Frau Professor fand nun am ersten das Wort, daß hier wohl ein Mißverständnis vorliege, und so war denn schon nach einigen Minuten die Unterredung des Babettle mit seinem Künftigen nicht weiter von Unberufenen gestört. Der Herr Schornsteinfegermeister Müller hatte nämlich mit seiner Toilette nicht zur Zeit fertig werden können, wie das ja bei einem Schornsteinfegermeister leicht zu begreifen ist.



Als Erlöser nahte nun der richtige Mann in der Gestalt des Herrn Schornsteinfegermeisters.

Ob sich die beiden Herzen zu einander gefunden haben? Der Hinkende möchte die Frage fast bejahen und vielleicht kann er seinen Lesern später einmal mitteilen, wie es dem Babettle und seinem Herzliebsten im Stande der heiligen Ehe ergeht.

Bedenkliches Farbenspiel.

Gast: „Seit wann ist die rote Kathi, die gute Köchin, von Ihnen fort?“ — Wirt: „Halten zu Gnaden, sie ist ja noch immer bei mir.“ — Gast: „Nicht möglich, sonst fand ich immer rote Haare in der Suppe und heut schwarze.“

Gelehrtenhilfe.



Köchin feiert — höchst fatal,
 Kindermädchen im Spital,
 Frau, allein in Küch' und Haus,
 Kennt vor Arbeit sich nicht aus.



Eilig geht die Gattin fort,
 Unklar ist ihm noch ihr Wort.
 Kinder, Stiefel, wischen, waschen —
 Kommt er aus der Red' erhaschen.



Ihren hochgelehrten Mann
 Biehet sie um Hilfe an:
 "Vieher Mann, hilf mir nur heut!"
 Und er ist sogleich bereit.



Und zusammen trägt geschwind
 Er nun Stiefel, Wasser, Kind,
 Wisch' und Bürste, nun geht's an,
 Halb ist schon das Werk gethan.



"Liebe Frau, sag mir nur an,
 Wie ich nützlich werden kann."
 "Wichs die Stiefel, wasch die Kinder,
 Ordnung wird's dann viel geschwinder."



Da erkönt laut Geschrei,
 Gattin stürzt erschreckt herbei:
 Stiefel pudelnas sie find't,
 Eben wisch er 's letzte Kind!